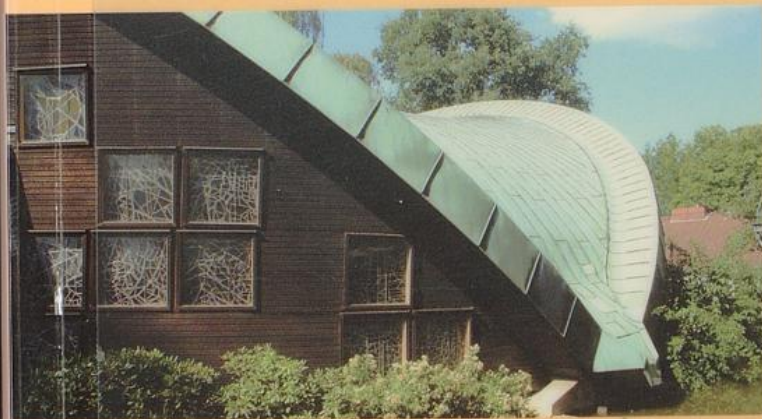


Denkmalpflege in Bremen

6

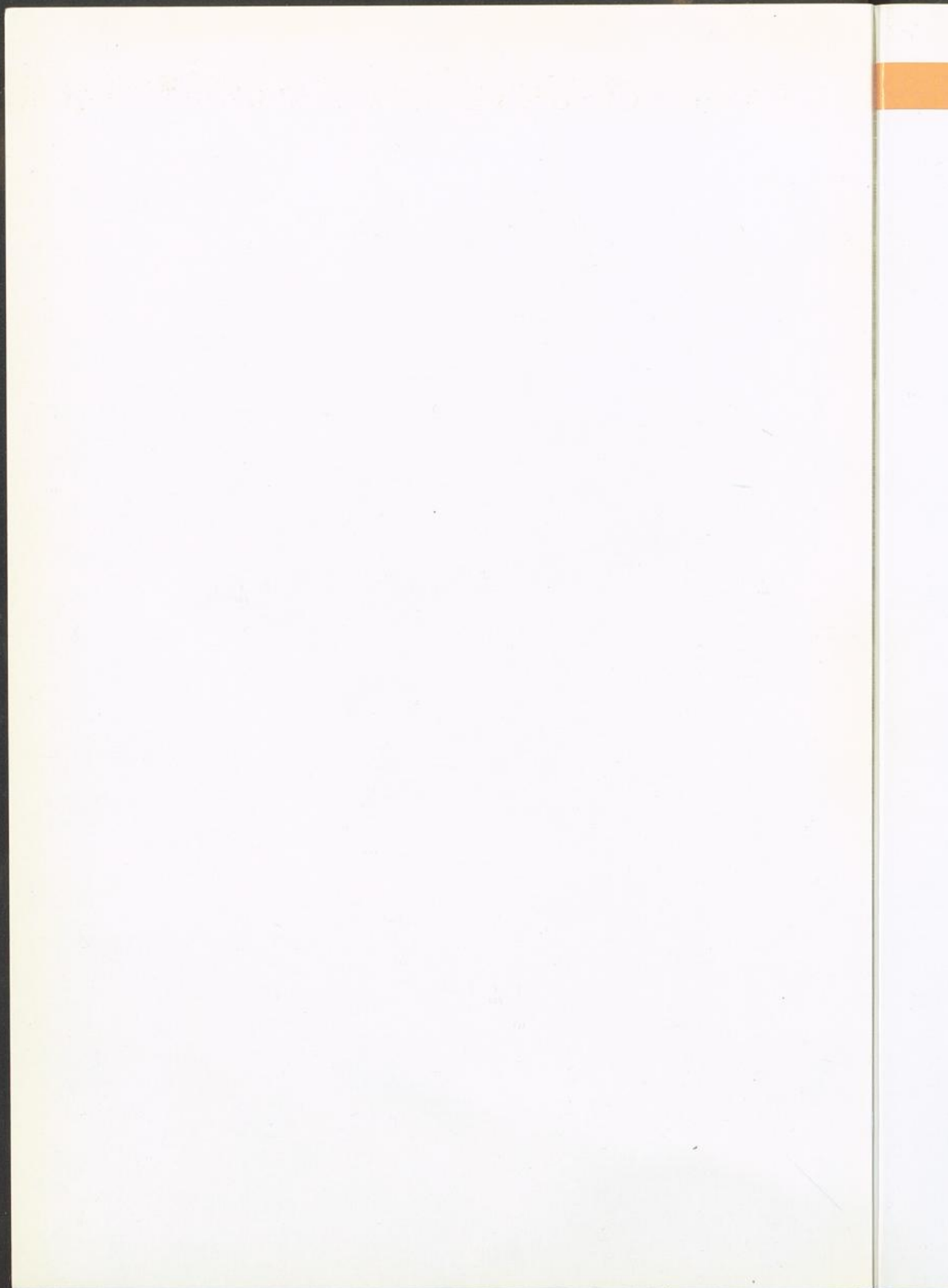
2009



Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen

EDITION TEMMEN

A
REG
858.1
515
-6



Schriftenreihe des Landesamtes für
Denkmalpflege Bremen

Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Skalecki

Heft 6

2009

Denkmalpflege in Bremen

Heft 6



Prof. Dr. Georg Skalecki (Hg.)

EDITION TEMMEN

Herausgeber:
Prof. Dr. Georg Skalecki, Landeskonservator

Redaktionsteam:
Dr. Rolf Kirsch (Leitung)
Karin Geiss M.A.
Margarethe Haberecht
Dipl.-Ing. Gudrun Spengler

Landesamt für Denkmalpflege
Sandstraße 3
28195 Bremen
www.denkmalpflege.bremen.de
office@denkmalpflege.bremen.de

© EDITION TEMMEN 2009
Hohenlohestr. 21
28209 Bremen
Tel. 0421-34843-0
Fax 0421-348094
www.edition-temmen.de
info@edition-temmen.de
ISBN 978-3-86108-109-8



Autorenverzeichnis

Dr.-Ing. Herbert Juling
Amtliche Materialprüfungsanstalt Bremen
Paul-Feller-Straße 1
28199 Bremen

Domkapitular Msgr. Ansgar Lüttel
- Propst von St. Johann in Bremen bis
Juli 2008 -
Postfach 1380
49003 Osnabrück

Prof. Dr. Eberhard Syring
Bremer Zentrum für Baukultur
Am Speicher XI 1
28217 Bremen

Bremische Evangelische Kirche
Franziuseck 2-4
28199 Bremen
- Pastor Renke Brahms,
Schriftführer des Kirchenausschusses

- Pastor Louis-Ferdinand von Zobeltitz,
Kulturkirche St. Stephani
- Dip.-Ing. Axel Krause,
Leiter der Bauabteilung

Landesamt für Denkmalpflege Bremen
- Dr. Rolf Kirsch
- Uwe Schwartz M.A.
- Prof. Dr. Georg Skalecki

Abbildungsnachweis

Bremische Evangelische Kirche: S. 17-19,
44 o.
Company Archive, Kraft Foods Deutschland:
S. 95
Herbert Juling, Bremen: S. 78-83
Kulturkirche St. Stephani, Bremen: S. 22-26
Landesinstitut für Schule Bremen, Zentrum
für Medien: S. 74, 96
Lorisch/Achilles, Bremen: S. 32 u.
Hermann Ohlsen, Bremen: S. 31, 32 o., 33,
34 o., 37
Klaus Rohmeyer, Fischerhude: S. 39
Matthias Seefried, Bremen: S. 75, 76
Schreiber, Hoya: S. 40 o.
Nachlass Carsten Schröck: S. 34 u., 35, 36,
40 u., 41 o., 44 u, 45, 46
Andrea Schröck, Bremen: S. 41 u., 43
Stadtbildstelle Bremerhaven: S. 88
Rudolf Stein, Dorfkirchen u. Bauernhäuser
im Bremer Lande, Bremen 1967: S. 50
Hanni Steiner, Bremen: S. 8
Wilhelm Tacke, Bremen: S. 13

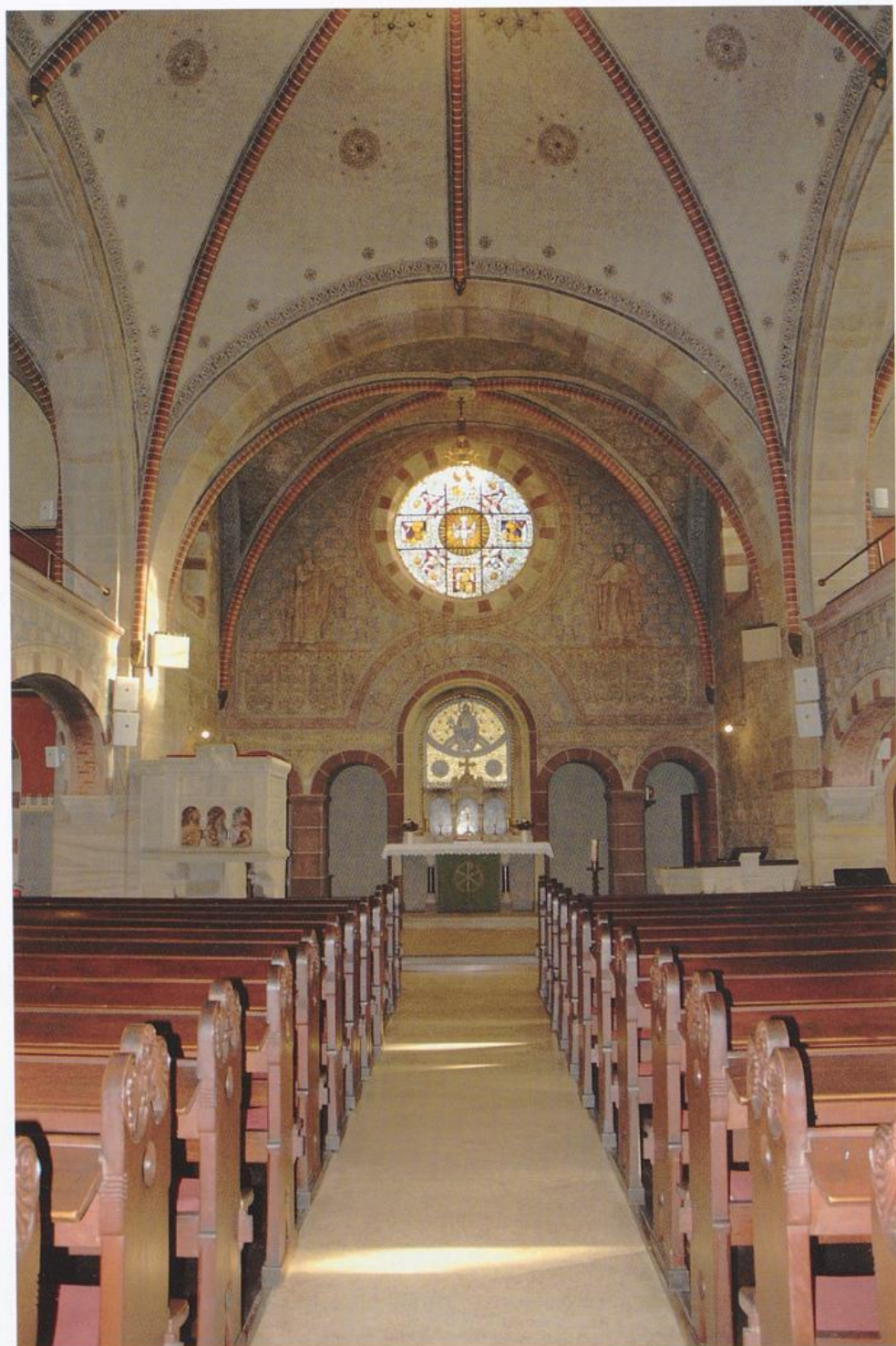
Alle übrigen Abbildungen: Landesamt für
Denkmalpflege Bremen

Titelbild: St. Lukas, Bremen-Grolland

Abb. S. 6: St. Michael, Bremen-Grohn

Inhalt

Vorwort	7
Renke Brahms	
Hier darf ich schweigen – hier tanke ich Kraft. Zur Bedeutung der Kirchen in unserer Stadt	8
Ansgar Lüttel	
Denkmalschutz und die katholische Kirche in Bremen	13
Axel Krause	
Baubetreuung in der Bremischen Evangelischen Kirche: Die Arbeit der Bau- und Grundstücksabteilung	17
Louis-Ferdinand von Zobeltitz	
Die Neunutzung der St.-Stephani-Kirche als erste Kulturkirche Nordwestdeutschlands	22
Eberhard Syring	
Carsten Schröck: Protagonist des modernen Kirchenbaus in Bremen	28
Rolf Kirsch	
Kirchen des Historismus im Land Bremen	47
Georg Skalecki	
Die Wiedergewinnung der historistischen Ausmalung in der Lutherischen Kirche von Alt-Aumund	72
Herbert Juling	
Muss eine verschwärzte Sandsteinfassade gereinigt werden? Untersuchungen an der Balustrade des Bremer Doms	77
Uwe Schwartz	
Das Friedhofswesen der Zwischenkriegszeit in Bremerhaven- Geestemünde	84
Rolf Kirsch	
Neu unter Schutz gestellte Kulturdenkmale: Kaffee-HAG-Ensemble und Schule am Halmerweg	94



Vorwort

Kirchenbauten – das Schwerpunktthema im vorliegenden sechsten Heft »Denkmalpflege in Bremen« – standen immer schon als wichtige Zeugnisse unserer abendländischen Kulturgeschichte im Mittelpunkt des Interesses von Denkmalschutz und Denkmalpflege. Auch nach den Erweiterungen des Denkmalbegriffs in neue Bereiche hinein – wie zum Beispiel die Sozialgeschichte sowie die Alltags- und Industriekultur – hat sich daran nichts geändert, dass Kirchen oft die wichtigsten und prägendsten Kulturdenkmale am Ort sind. Viele Kirchenbauten haben aber aufgrund des Wandels in der Gesellschaft inzwischen eine unsichere Zukunft. In anderen Regionen Deutschlands sind Kirchenschließungen und gar Verkäufe oder Abbrüche keine Seltenheit mehr. Bremen ist davon glücklicherweise noch einigermaßen verschont geblieben, dank eines weitsichtigen und verantwortungsvollen Handelns der Kirchenleitungen. Dennoch soll mit dem Thema »Kirchendenkmale« darauf hingewiesen werden, dass wir unbedingt die »Kirche im Dorf lassen« sollten. Kirchen waren zu allen Zeiten immer wichtige identitätsstiftende Objekte, sie sind unverzichtbar. Auch gerade nach den Kriegen waren für viele Menschen die Kirchen wichtigste Anlaufstellen. Es ist notwendig, dass man auch die Kirchenbautendenzen und die Aktivitäten der 1950er und 1960er Jahre würdigt, was in diesem Heft unter anderem auch getan wird. Wir müssen die historische Bedeutung und architektonische Qualität der Kirchenneubauten der Nachkriegszeit, die oftmals gering geschätzt werden, einer objektiven Wertung unterziehen,

damit sie endlich die ihnen zustehende Würdigung erfahren können.

Ähnlich verhielt es sich früher mit den Kirchen des Historismus, die im Zuge sozialer Veränderungen durch die Industrialisierung des 19. Jahrhunderts zahlreich entstanden waren. Die gesamte historistische Architektur war zunächst als unschöpferisch herabgewürdigt worden, bis man erst langsam auch deren Wert erkannte. Es war unter anderem die Denkmalpflege, die mit ersten Unterschutzstellungen auf die wahre Bedeutung dieser Bauten hinwies. Ein Überblick über die wichtigsten Bremer Kirchen dieser Zeit stellt in diesem Heft einen weiteren Beitrag zur Inwertsetzung historistischer Architektur dar.

Bereits in früheren Heften dieser Reihe sind Kirchenbauten intensiv behandelt worden, so in Heft 3 schwerpunktmäßig der Dom oder im »Bremerhaven«-Heft (Nr. 4) die wichtigste Kirche der Seestadt, die Bürgermeister-Smidt-Gedächtniskirche. Diese Beiträge zusammen mit dem aktuellen Heft geben einen Überblick über den historischen Kirchenbau und die Aktivitäten in der kirchlichen Denkmalpflege im Land Bremen. Dieses Heft erscheint bewusst zum diesjährigen Deutschen Evangelischen Kirchentag, der vom 20. – 24. Mai 2009 in Bremen stattfindet.

Das nächste und damit siebte Heft, das im Frühjahr 2010 erscheinen wird, soll sich nach den rasanten Entwicklungen in der Überseestadt mit dem Thema Hafen- und Industriedenkmalpflege beschäftigen.

Der Herausgeber

Renke Brahms

Hier darf ich schweigen – hier tanke ich Kraft. Zur Bedeutung der Kirchen in unserer Stadt

In meiner Studienzeit in Münster habe ich es genossen, durch die Einkaufsstraße zu gehen und nach dem Bad im lauten Trubel der Innenstadt in einer der beiden am jeweiligen Ende liegenden Kirchen ein wenig Ruhe zu finden. Es sind katholische Kirchen, das heißt, sie sind immer offen. Und ich habe als evangelischer Theologiestudent auch gewagt, eine Kerze anzuzünden. Ich habe diese Ruhe und Atmosphäre in den Kirchen sehr geschätzt.

Nach dem 11. September 2001, dem Anschlag auf die Twin Towers in New York, sprach mich jemand an: »Ich habe mit Kirche nichts zu tun, aber wo war ich am 12. September mit

meinen Kindern? Im Bremer Dom. Ich habe mit ihnen eine Kerze angezündet und auf die Altarstufen gestellt. Ihr habt da einen Raum und eine Möglichkeit, dem Unsagbaren einen Ausdruck zu verleihen. Um diesen Raum beneide ich euch Christenmenschen.«

Mit diesen beiden kleinen Szenen ist schon viel über die Bedeutung von Sakralbauten für Kirche und Gesellschaft gesagt.

Die Evangelische Kirche kennt theologisch keine heiligen Räume, evangelische Kirchen werden nicht geweiht. Und dennoch sind es besondere Räume, und sie verdienen eine besondere Würdigung. Kirchen sind geheiligt durch



Gedenkgottesdienst im Bremer Dom für die Opfer des Terroranschlags vom 11. September 2001

die Gottesdienste, die dort stattfinden, durch das Wort Gottes, das in ihnen laut wird, und durch die Menschen, die sich zum Gebet versammeln – so lautet der Grundsatz. Im 1. Buch der Könige im 8. Kapitel heißt es in Bezug auf den Tempel: »Aber sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen – wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe?« Gott ist immer größer als die Räume, die wir ihm widmen können. So können wir an jedem Ort Gottesdienst feiern und beten. Und dennoch sind die Kirchen besondere Orte: Sie weisen wie überdimensionale Zeigefinger auf den hin, zu dem dort gebetet wird. Sie deuten auf das Evangelium von Jesus Christus und die Wertezusammenhänge hin, die sich in Glaube, Liebe und Hoffnung (1. Korintherbrief, Kapitel 13) zusammenfassen lassen. Die Kirchen sind öffentlich sichtbare Erinnerungszeichen für eine andere Dimension unseres Lebens, Mahnwache und Protest gegen jegliche Verzweckung des Menschen.

Seit der Reformation hat es je nach theologischer Richtung und Prägung mehr oder weniger deutliche Distanz zu einem Verständnis heiliger Gegenstände oder Räume gegeben. Dieses hat auch in der Umgestaltung alter Kirchen und in der Gestaltung neuer Kirchen deutliche Spuren hinterlassen. In der evangelischen Kirche kann man mit Recht von einer Zeit der Raumvergessenheit sprechen. Kirchen waren verschlossen und wurden nur für die Gottesdienste geöffnet, es wurde schwerpunktmäßig funktional gedacht und gebaut. Heute sind viele evangelische Kirchen verlässlich geöffnet und laden auch in der Woche zur Einkehr und zum Gebet ein. Kirchliche Räume werden gestaltet. Leuchter werden aufgestellt, auf denen Kerzen entzündet werden können, Gebetswände sind da, an die Zettel mit Gebeten gehängt werden, Meditationsbänke stehen da, Gebetsbücher liegen aus, Gästebücher laden ein, Gedanken hineinzuschreiben.

Was aber macht eigentlich die Faszination und Besonderheit dieser Räume aus? Ich glaube, sie atmen die Geschichte unzähliger Men-



Kirchtürme, »Fingerzeige auf Gott«: Turm der Arberger Kirche, entstanden wohl gegen Ende des 12. Jahrhunderts

schen: derer, die sie gebaut – ja, komponiert haben –, und die Lebensgeschichten der Menschen, ihre Gedanken und Gebete. Für unzählige Kinder wurde hier ihr Lebensanfang in der Taufe unter den Namen Gottes gestellt, vielen Köpfen junger Menschen wurden die Hände in der Konfirmation aufgelegt, Paare haben sich ihr Jawort gegeben, haben ihre Liebe gefeiert und besungen, die Seufzer und Tränen der vielen Trauernden haben den Raum mit Lebenserfahrung, mit Freude, Erinnerung, Schmerz und Hoffnung geweiht. Wie oft ist Jesus Christus im Abendmahl Gast gewesen und der Heilige Geist hat geweht. Wie viel Musik hat diese Räume gefüllt und die Herzen der Menschen berührt. Wie viele Predigten haben die Wände gehört und aufgenommen – und waren schlechte dabei, dann sind sie hoffentlich von den Winkeln verschluckt worden.



»Bilderbibel«: Mittelalterliche Wandmalerei in der sogenannten »Veits-Krypta« der Bremer Liebfrauenkirche

In diese Geschichte des Raums, in diese Geschichte der Menschen – die Wolke der Zeugen, wie das Neue Testament sagt – tauche ich ein in einer Kirche. Hier darf ich schweigen, brauche nicht eloquent zu sein. Hier darf ich mit meinen Gedanken und Gebeten herumfliegen. Hier darf ich Kraft tanken, um wieder hinauszugehen.

Wir brauchen solche Räume und Orte in unserer schnellen und lauten Gesellschaft, Räume und Orte zum Luftholen, Atemschöpfen, um nicht besinnungslos durch den Alltag zu hetzen. Kirchen sind deshalb nicht nur für die Kirche und die Gläubigen wichtig, sondern für das Wohlbefinden der ganzen Gesellschaft unverzichtbar.

Alte Kirchen erzählen dabei oft noch mehr als neue. Früher waren die Bilder an den Wänden der Kirche, die Altäre und Figuren die Bilderbibel der Menschen – in Zeiten, als die nicht

lesen konnten. Aber auch heute gibt es Ansätze, diese Räume wieder lesen zu lernen. Denn sie erzählen viel. Das gilt übrigens nicht nur für Kirchen, sondern auch für Synagogen und Moscheen, für kleinere Kapellen und Andachtsräume. Seit einigen Jahren gibt es in der Religionspädagogik den Bereich der Kirchenpädagogik. Angestoßen von der Museumspädagogik, haben sich viele auf den Weg gemacht, Kirchen wieder lesen und erleben zu lernen. Kinder, Jugendliche, Erwachsene entdecken eine Kirche – sie entdecken ihren Lieblingsplatz, sie suchen die biblischen Geschichten, die in der Kirche in Bildern und Gegenständen versteckt oder offensichtlich sind. Das entspricht dem Bildungsauftrag der Kirchen und es ist Mission – jedenfalls wenn Mission heißt, das zu zeigen, was man liebt, wie der Religionspädagoge Fulbert Steffensky sagt. Und unsere Kirchen zeigen das, was wir am Glauben lieben. So stellen sie ein ho-

hes Bildungsgut für die Vergegenwärtigung unserer abendländischen Geschichte und Prägung dar. Kirchen halten öffentlich sichtbar wach, dass unsere Gesellschaft von Voraussetzungen und Erfahrungen, von Werten und Haltungen lebt, die wir nicht selbst hergestellt haben.

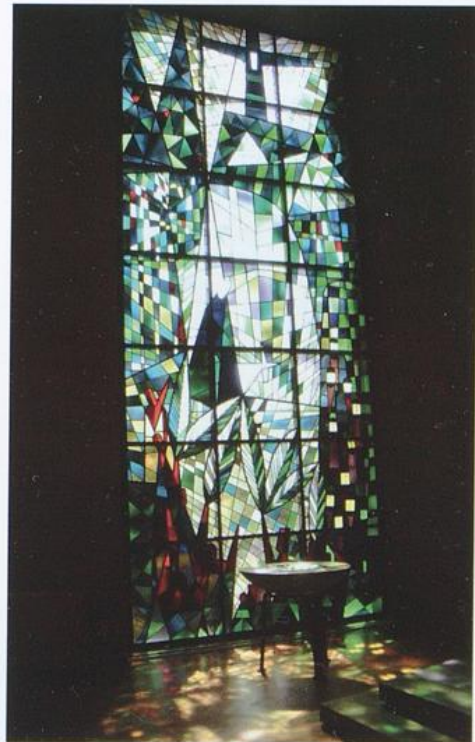
Nun ist allerdings auch das wahr: Das Geld für all die schönen Räume wird weniger. Wie überall muss auch die Kirche Mittel kürzen, und dass betrifft natürlich auch die Möglichkeiten für die Gestaltung und Erhaltung sakraler Räume der Kirchen. Trotz schwindender Mittel haben wir in der Bremischen Evangelischen Kirche mit viel Engagement und Fantasie manches zustande gebracht: Renovierungen, Umbauten, Gestaltungen. In Bremen sind wir da noch relativ gut dran. Andere Landeskirchen und Bistümer schließen Kirchen, verkaufen sie oder reißen sie ab. Die Evangelische Kirche in Deutschland hat im Jahr 2004 vier Grundsätze formuliert, wie mit der Frage von Umgestaltung, Umwidmung oder Aufgabe von Kirchen umzugehen sei. Der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Wolfgang Huber, hat es auf dem 25. Evangelischen Kirchbautag 2005 in Stuttgart in vier, beziehungsweise fünf Regeln so zusammengefasst:

1. Regel: Immobilienverkauf geht von außen nach innen
Wenn nötig, sollen zuerst Mitarbeiterwohnungen, Gemeindehäuser und andere Gebäude verkauft werden. Die Markenräume der Kirche, also die sakralen Räume, sind nur im äußersten Falle aufzugeben.
2. Regel: Kirchenumnutzung geht vor Kirchenverkauf
Lieber soll das Gemeindeleben ganz in die Kirchenräume verlegt werden, als dass Kirchen aufgegeben werden. Gemeindebüro oder Gemeinderäume können in die Kirche verlagert werden – allerdings unter Wahrung des Gesamteindrucks eines Kirchenraums.
3. Regel: Verträgliche Fremdnutzung der Kirchen geht vor beliebiger Fremdnutzung
Der Verkauf von Kirchen an Kaufhausketten, Diskotheken oder die Nutzung als

Kneipe verträgt sich nicht mit den sakralen Räumen. Es geht auch immer um die Übertragung eines Images als Kirche auf andere Institutionen. Für Konzerte und andere Kulturveranstaltungen – auch als Verkauf an solche Institutionen – kann es aber durchaus geeignet sein. Diese Dinge müssen allerdings vertraglich genau auch für eine zukünftige Nutzung geregelt werden.

4. Regel: Abbruch der Kirchen geht vor image-schädigender Fremdnutzung

Ein Abbruch von Kirchengebäuden wird dort empfohlen, wo eine Nutzung nach Verkauf oder Vermietung zu einer dem kirchlichen Symbolwert des Gebäudes klar widersprechenden Gestaltung führt. Auch eine Nutzung durch andere Religionen ist aus Respekt vor den Unterschieden zu vermeiden.



Buntglasfenster von Erhart Mitzlaff in der Zionskirche (1955-1957), Bremen-Neustadt

Ausnahmen möchte ich persönlich ausdrücklich Übergaben von Kirchen an jüdische Gemeinden, wie sie in der letzten Zeit nach ausführlichen Diskussionen vollzogen wurden.

Als 5. Regel fügte Bischof Huber noch an:

»Lieber Kirchenruinen als »tabula rasa«! Es mag Kirchen geben, die wir loslassen und aus der kirchlichen Nutzung entlassen müssen, obwohl sie zum historischen Schatz unserer Kirche gehören und in ihrer Lesbarkeit eindeutig als Kirche entzifferbar sind. Sie bleiben Zeichen in der Zeit, Symbole des kulturellen Erbes. Auch wenn sie auf Zeit verstummen, bleiben sie ein Beitrag zur Sinnvermittlung im 21. Jahrhundert. Denn auch eine still gewordene Kirche mahnt. Auch ein ungenutzter Kirchenraum weckt Fragen. Selbst ein Gebäude, das als Ruine gesichert, aber doch erhalten bleibt, trägt zur Orientierung bei.«

Diese Regeln sind in das Maulbronner Mandat der EKD aufgenommen und den Landeskirchen zur Empfehlung weitergegeben worden.

Wir sind in Bremen glücklicherweise noch nicht ganz so weit – auch wenn es die Überlegungen und erste Entwicklungen und Fragen natürlich gibt. Die St.-Stephani-Gemeinde, die ihre große Kirche nicht mehr bewirtschaften

konnte, hat sie an die Bremische Evangelische Kirche gegeben – und das Projekt der Kulturkirche ist entstanden –, hoffentlich auf Dauer. Hier ist eine intelligente und glückliche Lösung geschaffen worden, bei der die Gemeinde das Seitenschiff weiter als regelmäßigen Gottesdienstraum nutzt und der große Kirchraum für Ausstellungen und andere Veranstaltungen genutzt werden kann, die dem Dialog von Kirche und Kultur dienen. Die Philippuskirche in Gröpelingen wird in den kommenden Jahren zur Jugendkirche umgestaltet. Und in Vegesack hat die Gemeinde ihr Gemeindehaus verkauft, um mit Gemeinderäumen und Büros in ein neu entstehendes oberes Stockwerk der Kirche zu ziehen.

Dass wir in dieser Lage sind und so planen können, haben wir auch denen zu verdanken, die uns unterstützen: dem Land und der Stadt, der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmale in Deutschland, der guten Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalpfleger und anderen. Ich bin davon überzeugt, dass wir einen gemeinsamen Auftrag haben, die sakralen Bauten und Räume in unserer Stadt zu bewahren – als Zeichen der Verbindung mit unseren Wurzeln und zum Wohl der Menschen in unserer Stadt.

Ansgar Lüttel

Denkmalschutz und die katholische Kirche in Bremen

Was den Denkmalschutz angeht, hat die katholische Kirche in Bremen nur eine mittelalterliche Kirche zu bieten. Denn sie ist eine Glaubensgemeinschaft in der Diaspora. Erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts gibt es wieder eine verfasste katholische Gemeinde in der Stadt. Die alten Kirchen Bremens waren in den Umbrüchen der Reformationszeit evangelisch geworden. 1816 konnte die kleine katholische Gemeinde die alte Klosterkirche St. Johann im Schnoor übernehmen. Seither ist sie die Mutterkirche der Katholiken Bremens. Sie ist damit der einzige jahrhundertealte katholische Kirchbau der Stadt.

Da der Denkmalschutz aber nicht nur mittelalterliche Bauten erfasst, stehen auch zwei jüngere katholische Kirchenbauten auf der Denkmalliste.

Da ist zum einen die St.-Godehard-Kirche in Hemelingen, die 1900 im neuromanischen Stil erbaut wurde. Architekten waren Friedrich Wellermann und Paul Frölich. Sie ist nicht nur ein Beispiel für den neuromanischen Stil der Zeit um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert, sie ist auch ein Zeuge des aufstrebenden Industrieorts vor den Toren Bremens, der zu jener Zeit auch Katholiken als Arbeiter anzog. Die Kirche ist ferner nach dem



St. Johann, Giebel



St. Godehard, Hemelingen, Inneres

1973 von Rom genehmigten Patronatwechsel von St. Joseph zu St. Godehard eine Erinnerung daran, dass diese Gemeinde 1970 vom Bistum Hildesheim zum Bistum Osnabrück wechselte.

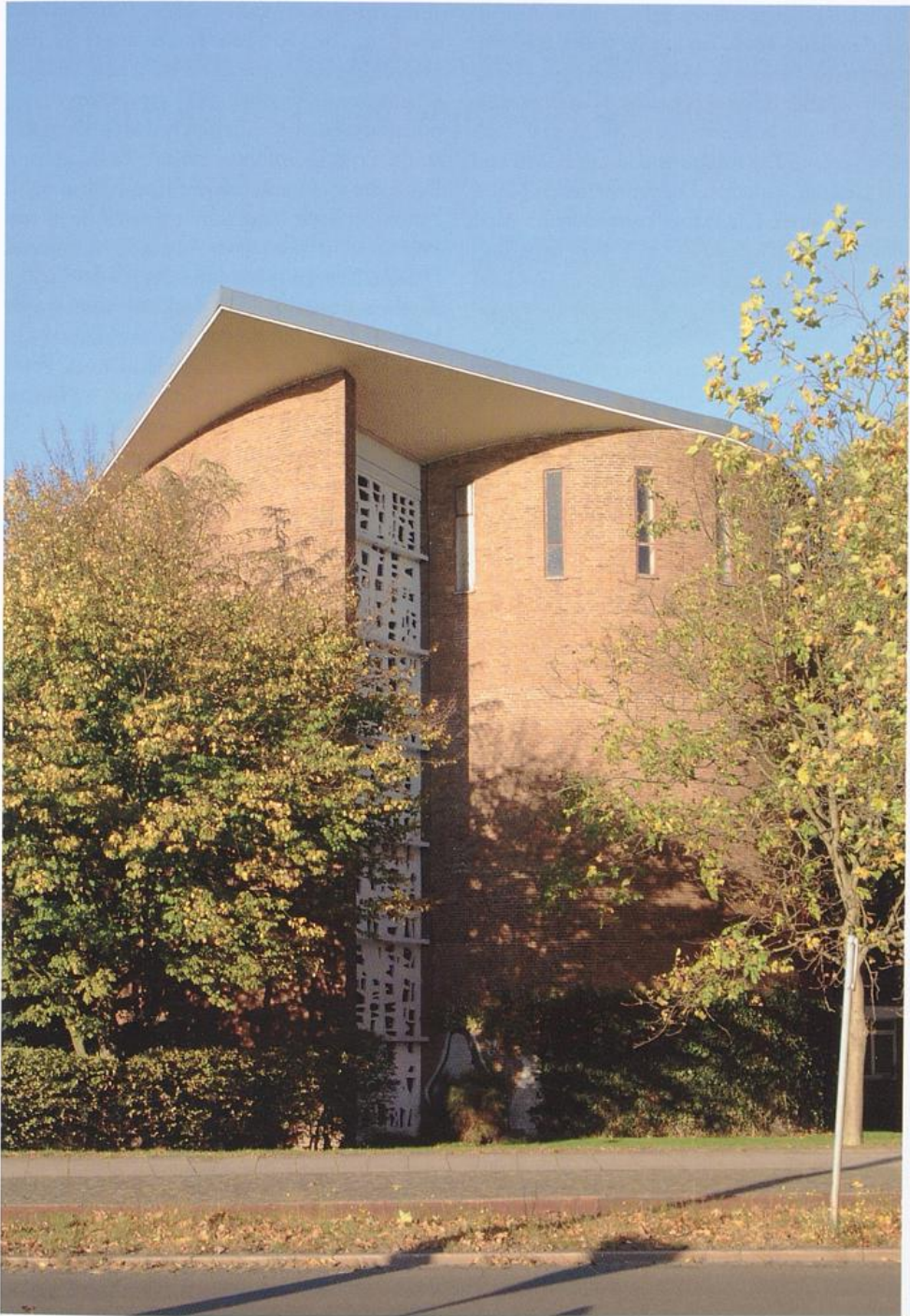
Das dritte unter Denkmalschutz gestellte katholische Gotteshaus steht in der Neuen Vahr. Die katholische Gemeinde wuchs im Laufe der Zeit durch Zuzug von Gemeindemitgliedern. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, kamen und in jüngster Zeit kommen Menschen in unsere Stadt, die eine neue kirchliche Heimat in unseren Gemeinden suchen.

Das hatte auch bauliche Folgen. Vor allem nach 1945 bis in die 70er Jahre wurden Kirchen in den neu entstehenden Stadtteilen gebaut, um allen Gottesdienstbesuchern Platz zu bieten und geistliche Orte in den Wohngebieten zu verwurzeln. Eine dieser Kirchen, St. Hedwig in der Vahr, steht inzwischen unter Denkmalschutz. Sie ist ein Beispiel für die Experimentierfreude der Nachkriegszeit in Sachen Kirchenbau.

Architekten waren Theo Burlage und Bernd Niebuer aus Osnabrück.

Der sonntägliche Gottesdienstbesuch hat leider auch in den katholischen Gemeinden in den letzten Jahren abgenommen. Immerhin besuchen heute noch rund 6500 Gemeindemitglieder jeden Sonntag in Bremen die Messe. Trotzdem haben wir, nüchtern betrachtet, mehr Kirchen, als wir auf Dauer finanzieren können. Die Folge: Kleinere Gottesdienststandorte wurden in den letzten Jahren ganz aufgegeben, so St. Katharina in Borgfeld und St. Franziskus in Grolland. St. Katharina in Borgfeld war eine Filiale von St. Georg. Die Kapelle innerhalb eines profanen Gebäudes wurde 1974 benediziert und hatte 50 Sitzplätze. Geräumt wurde sie am 30. Mai 1994. Das noch existente Haus wurde verkauft, um das neue Pfarrheim in St. Georg zu finanzieren.

Am 24. Juli 1994 beschließt der Kirchenvorstand der St.-Pius-Gemeinde in Huchting, die St.-Franziskus-Kirche in Grolland aufzugeben. Sie wurde 1959/60 vom Architekten L. Sunder-



St. Hedwig, Neue Vahr

Platzmann, Cloppenburg, gebaut, in der Annahme, Grolland werde ein großer neuer Stadtteil. Als die Renovierung in den neunziger Jahren ansteht, aber nur noch wenige Gläubige zum Gottesdienst kommen, entschließt man sich zum Verkauf. Die Kirche wird abgebrochen und das Gelände verkauft. Darauf entstehen Mehrfamilienhäuser. Die Franziskusreliquie im Altar wird am 1. Adventssonntag 1994 in den Altar der Propsteikirche St. Johann eingemauert. Und die Motive aus den Buntglasfenstern verschönern inzwischen die St.-Pius-Schule.

Auch St. Barbara in Arbergen wird wohl nicht erhalten werden können. Sie ist eine Filialkirche von St. Godehard in Hemelingen und wurde 1977 benediziert. Die Kirche ist in das Gemeindehaus integriert und kann, je nach Bedarf, durch Trennwände von 50 auf 180 oder 400 Sitzplätze erweitert werden. Das macht eine Umnutzung einfach.

Bei anderen Kirchen konnte der kirchliche Ort erhalten werden und diesem ein neuer Schwerpunkt gegeben werden. So verhält es sich auch mit St. Laurentius in der Gartenstadt Vahr. Hier ist nach dem 1999 durchgeführten Abbruch der 1962/63 errichteten St.-Laurentius-Kirche ein Lebensort für alte Menschen neu entstanden. Sichtbar an der Straße steht – mit dem Caritas-Altenzentrum St. Laurentius verbunden – die neue, kleinere St.-Laurentius-Kapelle. Das von Gerhard Heinrich Bückner, Velen, geschaffene Bronze-Kruzifix sowie die spätgotische Pieta und der Tabernakel, die Taufschale und weitere Ausstattungsstücke der St.-Laurentius-Kirche wurden in die St.-Laurentius-Kapelle übernommen. Die Orgel der Firma E. F. Walcker & Cie. erklingt seitdem in der evangelischen St.-Georg-Kirche in Sottrum.

Zurzeit entsteht ein ähnliches Modell in der Neustadt. Die Herz-Jesu-Kirche wird umgewandelt und mit dem Altenheim St. Michael verbunden. So bleiben kirchliche Orte mit einem

anderen, einem diakonischen Schwerpunkt erhalten. Die Herz-Jesu-Kirche hätte in ihrer ursprünglichen Form Denkmalschutz verdient gehabt, wurde sie doch 1937 von einem der renommiertesten Kirchenarchitekten Deutschlands, Prof. Dominikus Böhm, Köln, gebaut. Doch die rote Backsteinkirche mit Turm nebst Pyramidendach hatte durch einen Anbau von 1965 an architektonischer Aussagekraft verloren. Da eine Generalüberholung des nahen Caritas-Altenzentrums St. Michael anstand, wurde 2006/07 zwischen Caritas, Gemeinde und Dekanat die Idee entwickelt, den Anbau als Foyer des neu zu bauenden Altenzentrums zu nutzen und die Kirche in etwa auf die Böhmschen Urmaße zurückzubauen, um sie so weiter als Gottesdienstort der 2007 neu gegründeten Pfarrei St. Franziskus zu erhalten; selbstverständlich auch als Kapelle des Altenzentrums.

Außerdem teilen sich Katholiken und Orthodoxe seit dem 7. März 2007 in Findorff die St.-Bonifatius-Kirche. Die Katholiken feiern seitdem am Samstagabend ihren Sonntagsgottesdienst und die »Russisch-orthodoxe Gemeinde der Heiligen Kaiserlichen Leidensdulder« am Sonntagvormittag ihre »Göttliche Liturgie«.

Kirchen sind Glaubenszeichen. Um Kirchbauten zu verstehen, muss man sie als Gebetsorte betrachten. Sie sind keine Museen, sondern Räume, in denen sich die Gemeinde versammelt und die Nähe Gottes erfahren möchte. Kirchbauten sprechen von der Glaubens- und Lebenserfahrung der Generation, die sie gebaut hat. Nicht jeder Kirchbau ist gelungen. Darum darf man mitunter auch Kirchen verändern und umwidmen. Kirchen können im Besucher zum Klingen bringen, was seine Seele beschäftigt. Unsere Kirchen sind in der Regel geöffnet. Sie laden ein zum Gebet. In mancher Kirche spürt man, so denke ich, dass die Anliegen der Menschen seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten hier vor Gott getragen wurden.

Axel Krause

Baubetreuung in der Bremischen Evangelischen Kirche: die Arbeit der Bau- und Grundstücksabteilung

Kirchen leisten mit ihrer Arbeit gleichzeitig einen bedeutenden Beitrag zur Kulturpflege – vor allem auch zur Baukultur und zur Denkmalpflege. Man stelle sich nur einmal die Innenstädte von Bremen und Bremerhaven ohne Kirchen vor. Die große »Schnittmenge« von Denkmalpflege und Baubetreuung kirchlicher Gebäude wird beispielsweise aus den beiden folgenden Zitaten deutlich:

»Die Denkmalpflege wirbt dafür, dass im Umgang mit der gebauten Umwelt Respekt vor der Vergangenheit gewahrt wird und bauliche Zeugnisse dieser Vergangenheit als unser kollektives Gedächtnis akzeptiert und exemplarisch bewahrt werden... Jeder Mensch wird beim Betreten des Bremer Doms vom Hauch der Geschichte berührt...« (Prof. Georg Skalecki, Landeskonservator von Bremen)

»Was aber macht eigentlich die Faszination und Besonderheit dieser Räume (gemeint sind Kirchenräume – der Verfasser) aus? Ich glaube, sie atmen die Geschichte unzähliger Menschen: derer, die sie gebaut – ja komponiert haben –, und die Lebensgeschichten der Menschen, ihre Gedanken und Gebete.« (Pastor Renke Brahms, Schriftführer der Bremischen Evangelischen Kirche)

Den kirchlichen Bauämtern und Bauabteilungen obliegt derzeit vor allem die Aufgabe, vorhandene Gebäude zu pflegen und – wo nutzungstechnisch nötig – behutsam weiterzuentwickeln. In manchen Regionen schließt das die Anpassung von Gebäuden an demografische Schrumpfungsprozesse ein. Neubauten werden gegenwärtig nur in Einzelfällen errichtet.

Sowohl bei Neubauten als auch beim Bauen im Bestand steht eine hohe Architekturqualität bei allen kirchlichen Bauverwaltungen immer im Vordergrund der Arbeit.



St. Johannes, Arsten, 13. Jh.

Die Bau- und Grundstücksabteilung der Bremischen Evangelischen Kirche (BEK) betreut ca. 450 Gebäude in 64 Gemeinden. Der quantitative Anteil denkmalgeschützter Gebäude ist dabei mit etwa zehn Prozent recht gering. Allerdings gehören dazu hochrangige und bekannte Denkmale wie der Bremer Dom, die Kirche Unser Lieben Frauen, die Martinikirche, die Kulturkirche St. Stephani sowie die Bürgermeister-Smidt-Gedächtniskirche in Bremerhaven. Dem Besucher von Bremen weniger bekannt sind oftmals sehr schöne, ehemalige Dorfkirchen am Stadtrand wie die Kirchen von Wasserhorst, Arsten, Borgfeld oder Oberneu-



Dreifaltigkeitskirche, Neue Vahr, 1966/67

land. Außerdem gibt es in Bremen architektonisch interessante Kirchen aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die zum Teil unter Denkmalschutz stehen.

In unserer Bau- und Grundstücksabteilung arbeiten 15 Kollegen, darunter sieben Architekten. Die Tätigkeit der Architekten umfasst die Planung und Bauleitung vielfältiger Projekte. Die Abteilung versteht sich als »Dienstleister« für die Kirchengemeinden bei allen baulichen Belangen. Dafür werden durchaus unterschiedliche Persönlichkeiten und Fähigkeiten benötigt – wissenschaftliches Arbeiten und denkmalpflegerisches Verständnis, Kreativität beim Entwerfen, vertiefte bautechnische Kenntnisse beim Bauen im Bestand sowie Organisationstalent bei der Bauleitung. Neben der fachlichen Qualifikation sind vor allem auch kommunikative Fähigkeiten – und manchmal auch Geduld notwendig. Alle Projekte der Kirchengemeinden werden jeweils vor Ort eng mit den haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitern der Gemeinden

abgestimmt. Die Kirchengemeinden sind im Allgemeinen nicht nur Nutzer der Gebäude, sondern auch Grundstückseigentümer. Die Architekten beraten die Kirchengemeinden aber nicht nur in allen Bauangelegenheiten, sondern zunehmend auch bei der Immobilienplanung.

Im Zeitalter von Globalisierung und schnelllebigen Veränderungen in der Gesellschaft ändern sich auch die Rahmenbedingungen für kirchliche Arbeit: In vielen Gemeinden gibt es fallende, in einigen auch steigende Mitgliederzahlen. Zum Teil ändern und erweitern sich Inhalte und Angebote kirchlicher Arbeit. Zunehmend kooperieren und fusionieren Kirchengemeinden. Kirchliche Räume mussten in der Vergangenheit und müssen auch heute ständig neuen Nutzungen angepasst werden. Das kann oftmals durch kleine Maßnahmen, wie die ansprechende Gestaltung eines neuen Gemeindeservicebüros oder eines Eingangsbereiches mit rollstuhlgerechtem Zugang, geschehen. Im Bauhaushalt wurde dafür vor einigen Jahren eine Position »Bausteine« vorgesehen. An anderen Stellen werden derzeit größere Umbauprojekte geplant und durchgeführt. Erwähnt seien hier nur der Ausbau des Dachgeschosses der Kirche Vegesack für Gemeindebüros oder das Projekt »Ein Zuhause für Kinder« der Kirchengemeinde St. Matthäus in Huchting. Beide Projekte sind aus Architekturwettbewerben hervorgegangen. Bei der unter Denkmalschutz stehenden Kirche Vegesack war das Landesamt für Denkmalpflege am Wettbewerbsverfahren beteiligt.

Ein weiterer, besonders wichtiger Aspekt der Immobilienplanung sind Maßnahmen zur Energieeinsparung, denn die steigenden Energiekosten sind mittelfristig bei einem nicht modernisierten Baubestand kaum noch finanzierbar. Der rein materielle Aspekt greift aber viel zu kurz, denn die Bewahrung der Schöpfung ist ein christliches Kernanliegen. Die Kirche fühlt sich daher besonders verpflichtet, die Energiebilanz ihrer Gebäude zu verbessern. Bei dem Gebäudebestand der Bremischen Evangelischen Kirche ist diese Aufgabe eine besondere Herausforderung: Die meisten Gebäude wurden in den 1950er und 60er Jahren errichtet.

Vor allem die Kirchen und Gemeindezentren aus dieser Zeit sind von hoher gestalterischer Qualität, mitunter experimentell, großzügig, aber auch bauphysikalisch unbekümmert geplant. Das Thema Energieeinsparung lässt sich jedoch nicht auf bauliche Maßnahmen wie Fotovoltaik, Verbesserung der Wärmedämmung und Optimierung von Heizungsanlagen begrenzen. Vielmehr sind bei der Immobilienplanung unter nutzungstechnischen und energetischen Aspekten immer wieder folgende Fragen zu stellen: Welche Gebäude können wir uns zukünftig noch leisten? Welche Gebäude können wir zukünftig noch in welchem Umfang beheizen? Wie können wir Gebäude und Räume intensiver, das heißt mehrfach nutzen? Wo sind welche Investitionen notwendig? Welche Prioritäten sind dabei zu setzen?

Entscheidungen dieser Fragen haben direkten Einfluss auf die Arbeit in den Gemeinden und berühren bei Baudenkmalen und deren

Umgebung natürlich denkmalpflegerische Belange. Einerseits ist die Erhaltung von Baudenkmalen das oberste Ziel von Denkmalpflege, andererseits ist eine denkmalverträgliche, lebendige Nutzung die beste Voraussetzung dafür, Baudenkmale zu erhalten. Über viele Jahre hinweg hat sich zu diesen Fragen ein ständiger, fachlich konstruktiver Austausch zwischen Landesamt für Denkmalpflege, Kirchengemeinden und Bauabteilung entwickelt. Es sei an dieser Stelle nochmals betont, dass ein Abriss oder Verkauf von Kirchengebäuden für die Bremische Evangelische Kirche derzeit nicht in Betracht kommt. Mit hohem finanziellen Aufwand stellt sich die BEK damit einer kulturellen sowie denkmalpflegerischen Verantwortung auch für kommende Generationen:

»Wir haben nicht das Recht so zu handeln, dass Fragen, die wir derzeit nicht lösen können, nachfolgende Generationen gar nicht mehr stellen können.« (Bischof Wolfgang Huber).



Konservative Moderne im Kirchenbau. St. Markus, Arsterdamm (Fritz Brandt 1953-1955)



Vegesack, evangelische Kirche, 1819–1821, erweitert 1832–1833

Eine wichtige Aufgabe sind allerdings zunehmend Planungen für behutsame Nutzungserweiterungen von Kirchen und Gemeindezentren. Bei der Kulturkirche St. Stephani und der Jugendkirche in Gröpelingen geht es zum Beispiel darum, mit architektonisch sparsamen Mitteln zusätzliche Nutzungen zu unterstützen.

Nicht alle Kirchen aus der Zeit nach 1945 sind bei allen Gemeindemitgliedern gleich beliebt. Experimentelle Gestaltung und Konstruktionen sowie neue Baumaterialien sind gewöhnungsbedürftig. Neuere Materialien können oft nicht »in Würde altern«: Verbreitet eine verfallene, mit Efeu bewachsene Natursteinmauer morbiden Charme, so gilt eine Sichtbetonfläche mit Abplatzungen und verrosteten Bewehrungsstählen einfach nur als hässlich. Auch zu den Kirchenbauten der Nachkriegszeit vertreten Denkmalpflege und unsere Bauabteilung fachlich eine einheitliche Auffassung: Man muss den Gebäuden Zeit geben; der zeitliche Abstand ist nötig, um zeitlose Qualität verlässlich beurteilen zu können. Gemeinsam mit dem Bremer Zentrum für Baukultur, der Katholischen Kirche, dem Landesamt für Denkmalpflege und der School of Architecture Bremen bereitet die BEK derzeit eine Ausstellung über den Kirchenbau in Bremen nach 1945 vor, in dem die beeindruckende Quantität und Architekturqualität dieser Gebäude vollständig dokumentiert wird. Die Ausstellung wird im Herbst 2009 in der Kulturkirche St. Stephani gezeigt.

Wie viele Kirchen, vor allem in den neuen Bundesländern, waren schon halb verfallen, im Bewusstsein der Öffentlichkeit und der Kirchengemeinden aufgegeben und sind heute wieder Zierde, kirchliches und kulturelles Zentrum in einer Stadt oder Landschaft, vor allem auch dank eines beeindruckenden bürgerschaftlichen Engagements zahlreicher Vereine und Stiftungen! – Das Problem ist keineswegs neu. Beispielsweise wurden 1811 in Erfurt die Predigerkirche zusammen mit der Severikirche zum Verkauf auf Abbruch angeboten. Der Plan scheiterte am Einspruch Karl Friedrich Schinkels

und an der in dieser Zeit allgemein wachsenden Wertschätzung für Baudenkmale.

Neben den zuvor beschriebenen grundsätzlichen Aufgaben werden derzeit viele Kindergarten- und Kinderkrippenprojekte geplant und umgesetzt. Auch hierbei handelt es sich fast ausschließlich um Bauen im Bestand, zum Teil auch in Baudenkmalen oder deren unmittelbarer Umgebung. Diese Projekte sind uns besonders wichtig: Die BEK ist mit etwa 4000 Plätzen der zweitgrößte Träger von Kindergärten und Kinderkrippen in Bremen und nimmt somit in diesem Bereich – besonders auch vor dem Hintergrund wachsender Armut in etlichen Stadtteilen – eine wichtige soziale Aufgabe wahr. Kinder, Eltern und Gemeinden kommen dabei miteinander in Kontakt, vorhandene Gebäude der Gemeinden werden sinnvoll genutzt oder umgenutzt. Und es ist natürlich eine sehr schöne Aufgabe, Häuser für Kinder planen zu dürfen. Die geforderten Raumgrößen und hohen Sicherheitsanforderungen in bestehenden Gebäuden architektonisch und gegebenenfalls denkmalverträglich umzusetzen, ist dabei in jedem Einzelfall immer wieder neu eine fachliche Herausforderung. Auch aufgrund der jüngsten Beschlüsse der Bundesregierung zum Ausbau von Kinderkrippenplätzen haben diese Projekte für uns in den kommenden Jahren zunehmende Bedeutung.

Obwohl auch in der BEK Personal reduziert werden muss, ist die Bau- und Grundstücksabteilung in der glücklichen Lage, mit angemessenem Personal und guter technischer Ausstattung ihre wichtige Arbeit leisten zu können. Auch für das Jahr 2009, wenn die BEK Gastgeber für den Deutschen Evangelischen Kirchentag ist, dürfen wir uns gemeinsam mit unseren Kirchengemeinden, mit der Stadt und dem Landesamt für Denkmalpflege sowie vielen Partnern wieder auf wichtige und interessante Projekte freuen. Die Sanierung der beiden Domtürme sowie Baumaßnahmen an der Kirche St. Johannis in Arsten seien hier nur stellvertretend genannt. Wir bedanken uns bei allen Menschen und Institutionen, die unsere Arbeit mit Interesse verfolgen und unterstützen.

Louis-Ferdinand von Zobeltitz

Die Neunutzung der St.-Stephani-Kirche als erste Kulturkirche Nordwestdeutschlands

Die St.-Stephani-Kirche ist die drittälteste Kirche Bremens. Sie wurde 1139 als Pfarrkirche für die Menschen der Steffensstadt gegründet und war der geistliche und kulturelle Mittelpunkt der westlichen Altstadt. Mit ihren Tochtergemeinden Immanuel und Wilhadi in der westlichen Vorstadt hatte sie 1939 noch etwa 40.000 Gemeindemitglieder. Für diese große Gemeinde war die damals dreischiffige, mehr als 1000 Menschen fassende St.-Stephani-Kirche ein angemessener Gottesdienstraum. Der Krieg hat nicht nur die St.-Stephani-Kirche zerstört, sondern auch ihre Gemeinde zerstreut. Das dicht besiedelte Stephani-Viertel war durch den Bombenkrieg dem Erdboden gleichgemacht. Nach

dem Zweiten Weltkrieg zählte die Gemeinde beinahe 10.000 Menschen mit einem großen Anteil von Personalgemeindemitgliedern, die ursprünglich im Stephani-Viertel lebten, nun aber über ganz Bremen verteilt wohnten.

Anfang der 70er Jahre gehörten noch knapp 5000 Mitglieder zur Stephani-Gemeinde. Der Aufbau der zerstörten Kirche war 1967 beendet. Das Nordschiff wurde zu einem in sich abgeschlossenen, kleinen gottesdienstlichen Raum mit Altar, Kanzel und Orgel für etwa 130 Personen. Die große Kirche mit Langhaus, Vierung und Orgelepore bietet etwa 800 Menschen Platz. Die wunderbaren Glasfenster von Erhart Mitzlaff und die klangvolle Beckerath-Orgel geben mit den Barockleuchtern diesem hellen, lichtdurchfluteten Kirchenraum ihr besonderes Gepräge.

Städtebauliche Entwicklung, insbesondere der Zuzug von Menschen mit Migrationshintergrund, die in der Regel nicht evangelisch sind, demografische Gründe und die Kirchenaustrittsbewegung Anfang der 70er Jahre haben insgesamt dazu geführt, dass die Gemeinde heute nur noch etwa 1400 Mitglieder hat. Für diese klein gewordene Gemeinde mit einem sonntäglichen Gottesdienstbesuch von 20 bis 40 Menschen war nun die St.-Stephani-Kirche zu groß geworden. Der kleinere Gottesdienstraum im Nordschiff ist für die Stephani-Gemeinde vollkommen ausreichend.

Etwa seit 2005⁵ setzten in der St.-Stephani-Gemeinde deshalb Überlegungen ein, was mit der großen St.-Stephani-Kirche geschehen soll, gerade auch angesichts des städtebaulichen Aufbruchs im Stephani-Viertel, der mit dem Zuzug von Radio Bremen und der Volkshochschule im Bamberger-Haus einsetzte. Die St.-Stephani-Kirche an der Schnittstelle von Altstadt und



Die Ruine von St. Stephani 1945



St. Stephani von Südwesten

Überseestadt musste sich der neuen städtebaulichen Herausforderung stellen. Denn sie liegt plötzlich nicht mehr im verschlafenen Abseits der Innenstadt. Ihr kommt mit ihrer markanten Silhouette auf einmal eine Brückenfunktion zwischen Altstadt und Überseestadt zu.

Bei den Überlegungen, was mit der Kirche geschehen sollte, ließ sich die Gemeinde davon leiten, dass Kirchenräume, wie die EKD-Synode im Mai 2003 formulierte, »Schlüsselräume der Zukunft« sind. Kirchen sind gestaltete Orte des Gottesfriedens, in dem Menschen ihren hyperdynamisierten Alltag unterbrechen können, indem sie eine Auszeit aus dem Hamsterrad des Wirtschaftens nehmen und einen Freiraum entdecken können, um Atem zu schöpfen. Nach solchen öffentlichen Orten der Ruhe sehnen sich Menschen, und dieser Sehnsucht sollte eben auch die St.-Stephani-Kirche entsprechen.

In der Kundgebung der EKD-Synode vom Mai 2003 heißt es:

»Wer eine Kirche aufsucht, betritt einen Raum, der für eine andere Welt steht. Ob man das Heilige sucht, ob man Segen und Gottesnähe sucht oder schlicht Ruhe, ob ästhetische Motive im Vordergrund stehen – immer spricht der Raum: durch seine Architektur, seine Geschichte, seine Kunst, seine Liturgie. Kirchen sind Orte, die Sinn eröffnen und zum Leben helfen können. Sie sind Räume, die Glauben symbolisieren, Erinnerungen wach halten, Zukunft denkbar werden lassen, Beziehungen ermöglichen: Zu uns selbst, zu unserer Welt, zu Gott.«

Wie sollte nun die St.-Stephani-Kirche, die seit Jahrhunderten das Stephani-Viertel prägt, sinnvoll genutzt werden, wenn ihr Hauptschiff als Gottesdienstraum für die Gemeinde kaum



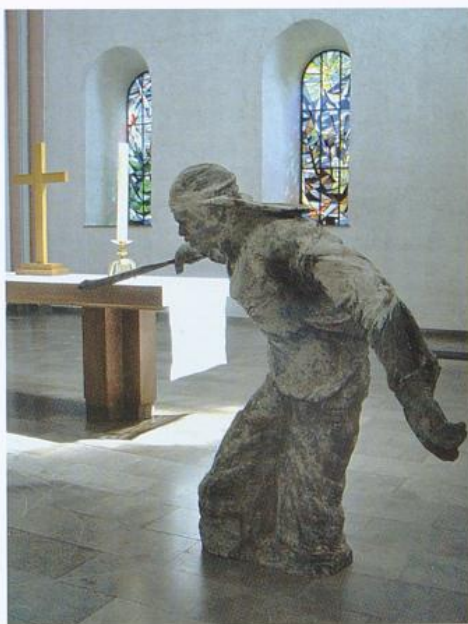
Vernissage der Installation »Geld wie Sand«, 18. 1. 2007

noch Verwendung findet? Die St.-Stephani-Gemeinde hat schon seit Mitte der 90er Jahre immer wieder Ausstellungen mit bedeutenden Künstlerinnen und Künstlern, auch in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Künste gezeigt. Deshalb wurde bald die Idee geboren, die St.-Stephani-Kirche mit der Bremischen Evangelischen Kirche zusammen als Kulturkirche zu nutzen.

Vielfach wird der Verdacht geäußert, Kirche versuche hier, mit kulturellen Events die Menschen einzufangen, die sie mit der Botschaft des Evangeliums nicht mehr erreichen kann. Dies ist ein grundsätzliches Missverständnis der Arbeit der Kulturkirche. Die Kulturkirche stellt sich vielmehr der Tatsache, dass es eine inhaltliche Nähe zwischen Kirche und Kultur gibt. Glaube und Kunst gehen aus einer gesteigerten Aufmerksamkeit in der Wahrnehmung der Wirklichkeit hervor. Sie öffnen den Blick für jene Bereiche, die sonst leicht übersehen oder missachtet werden. Und dazu gehören alle kulturellen Ausdrucksweisen, die Unbedingtheit, Authentizität und geistiges Ringen um letzte Fragen verkörpern. Das ist der tiefere Grund, warum Kirche nicht nur in der Vergangenheit, sondern bis zum heutigen Tage zu den zentralen kulturpolitischen Akteuren Deutschlands gehört. Obwohl es nun eine inhaltliche Nähe zwischen Kirche und Kultur gibt, ist das Verhältnis zwischen Kirche und Kultur nicht einfach. Die Kirchen haben die Künste über viele Jahrhunderte nicht nur geprägt und gefordert, sondern eben auch behindert.

Das 19. und 20. Jahrhundert war gezeichnet von einem Prozess der gesellschaftlichen Modernisierung, in dem der Einfluss der Kirche stetig abnahm. Die Künstler stritten nicht nur für ihr persönliches Recht auf Ausdruck, sondern für die Freiheit der Kunst schlechthin. Es ging ihnen dabei um die Emanzipation von den Autoritäten Kirche und Staat. Die Freiheit, die im Laufe der letzten Jahrzehnte erstritten wurde, ist uns heute selbstverständlich geworden.

Doch haben Künstler immer noch ein Misstrauen der Kirche gegenüber. Sie sehen oft in der Kirche eine Institution, die dogmatische



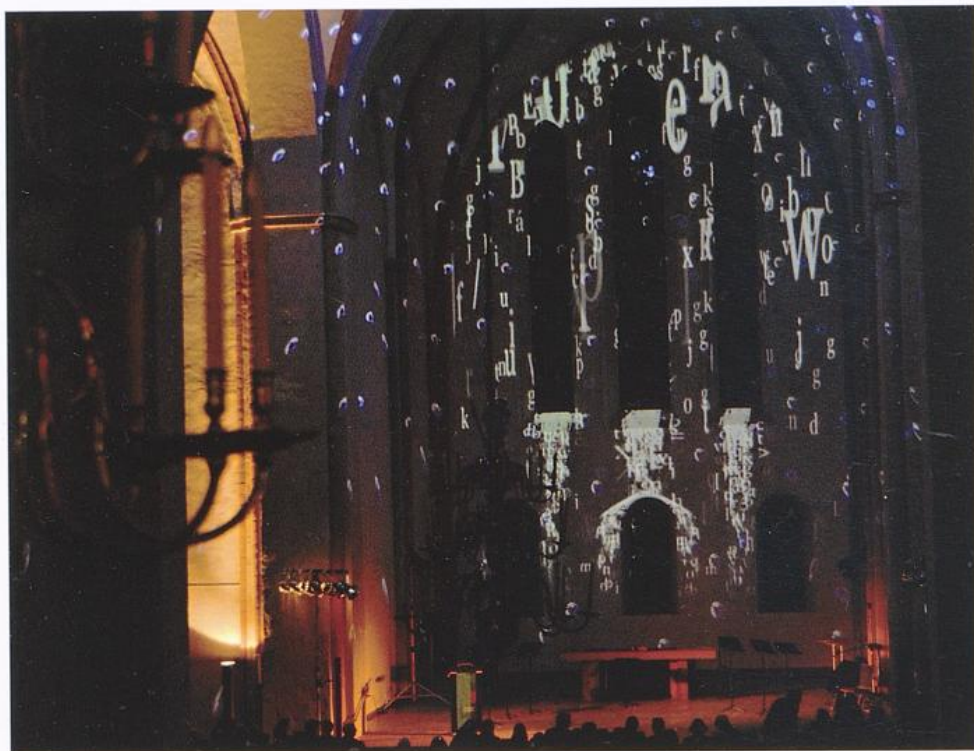
Skulptur aus der Ausstellung »Paradies« der Hochschule für Künste Bremen, Mai 2006

Wahrheiten verwaltet und die deshalb keinen Raum hat für künstlerische Freiheit. Kultur ist aber ein Spielraum der Freiheit. Sie ist autonom und steht deshalb in einer gewissen Spannung zur Kirche, die sich der Botschaft des Evangeliums verpflichtet hat.

Aber nicht nur die Künstler haben ihre Schwierigkeiten mit der Kirche. Die Kirche und die Kirchenmenschen haben auch Schwierigkeiten mit der Kunst. Christenmenschen haben sich in den letzten Jahrzehnten in ästhetischen Fragen oft genug mit wenig zufriedengegeben. Kirchenräume sollten so gemütlich werden wie das Wohnzimmer mit Juccapalme und IKEA-Regal, die Künste möglichst gefällig und dekorativ, Musik so leicht, dass sich oft schon nach Monaten keiner mehr an den letzten »Kirchenschlager« erinnert.

Petra Bahr, die Kulturbeauftragte der EKD, hat im Januar 2007 zur Eröffnung der Kulturkirche St. Stephani Folgendes gesagt:

»In den letzten Jahrzehnten fühlten sich Pfarrer und Pfarrfrauen bei politischen Ver-



Veranstaltung zum »Jahr der Geisteswissenschaften«, 17.2.2008

sammlungen oft wohler als in der Galerie, auf Filmfestivals oder in der Lyrikabteilung des Buchladens um die Ecke. Oft genug glaubten wir Protestanten, das soziale Engagement gegen Kulturoffenheit ausspielen zu müssen. Da der Vorrang für die Armen, hier die Nachhut für die Bildungsbürger. Eine ärgerliche und ganz unevangelische Perspektive, der nicht zuletzt oft genug auch die Sinnlichkeit des Glaubens selbst zum Opfer gefallen ist. Christlicher Glaube will gefeiert werden. Er braucht Orte des Vergnügens und sinnfälligen Einspruchs, er braucht den Streit um die angemessene Darstellung, er braucht neue Bilder, die gegen die eigenen Klischees angehen können, er bedarf der Suche nach neuer, unverbrauchter Sprache und Musik.«

Kirche ist auf Kultur angewiesen und Kultur ohne Kirche verliert ihre Tiefendimension und ihre Kraft zur Transzendenz. Kirche und

Kultur sind wie Schwestern, die sich manchmal innig lieben, manchmal furchtbar zanken, die sich gegenseitig befruchten oder aber sich gegenseitig bevormunden. Es gibt Zeiten, da wollen sie nichts voneinander wissen. Aber sie bleiben Schwestern. Solche Zeiten haben wir gerade hinter uns gebracht. Kunst und Kirche beginnen sich wieder gegenseitig wahrzunehmen.

Es gibt eine Neugier aufeinander und ein von gegenseitigem Interesse getragenes Wahrnehmen des jeweils anderen. In dieser Zeit steht das Projekt der Kulturkirche für die neue Lust, die Kirche und Kultur aneinander haben. Eine Kirche, die sich explizit Kulturkirche nennt, betont ihr Kultursein nicht, um die anderen Kirchen auszuschließen, sondern um eine besondere Verantwortung zu übernehmen. Sie ist nicht Konkurrenz, sondern Entlastung und Bereicherung für die anderen Kirchen in der Stadt. Die notwendige Glaubwürdigkeit in der Begegnung

von Kirche und Kunst kann man nicht verordnen oder im Vorhinein verkünden. Sie muss sich erweisen durch Projekte und Experimente, die durch eine echte Begegnung geprägt sind.

Zum 1. Januar 2007 wurde die Kulturkirche St. Stephani als Projekt der Bremischen Evangelischen Kirche ins Leben gerufen. Das Rückgrat der Kulturkirche St. Stephani sind ihre etwa 50 ehrenamtlichen Mitarbeiter und 60 Mitglieder der Bremer Kantorei Stephani.

In den vergangenen Monaten setzte sich folgendes Profil durch:

- Die inhaltliche Ausrichtung des kulturellen Geschehens ist dem Dialog von Kirche und Kultur verpflichtet. Hier geschieht keine beliebige Kulturarbeit. Die Kirche bleibt Kirche!
- Die Kulturkirche gibt Raum für einen kulturellen Spartenmix und ist damit punktuell eine Ausstellungskirche, Musikkirche, Literaturkirche, Kinokirche u. a.
- Die Kulturkirche St. Stephani arbeitet eng mit großen und kleinen Kulturträgern der Stadt zusammen.

Ein Charakteristikum des Programms ist deshalb seine Vielfalt, die Offenheit, mit anderen zusammenzuarbeiten, und der inhaltliche Bezug zu dem, was der Kirchenraum an geistlicher Tradition repräsentiert. Das Programm der Kulturkirche richtet sich nicht ausschließlich

an den Anforderungen von Hochkultur aus. Popkultur und Breitenkultur haben hier genauso ihren Platz wie Kultur mit engagiertem gesellschaftspolitischen Anspruch. Im Jahr 2007 haben fast 17.000 Menschen den Weg in die Kulturkirche gefunden. Bis zum Sommer 2008 waren es 11.500. Die Kulturkirche wird in der breiten Kulturszene Bremens wahrgenommen. Sie öffnet in einem eher säkularen Milieu den Blick für die Bedeutung der Bremischen Evangelischen Kirche und ihrer Gemeinden für die Bremer Kulturlandschaft. Museen, Theater und andere Kultureinrichtungen finden über die Kulturkirche neue Zugänge zur Kirche. Mit der Kulturkirche hat die Kulturszene eine verlässliche Partnerin im kulturellen Netzwerk Bremens. Die Kulturkirche will Botschafterin der kulturellen Bedeutung der Kirche und des christlichen Glaubens für die städtische Kultur und zugleich Vermittlerin kultureller Aufbrüche der Kulturszene in die Kirchen hinein sein. Die Neunutzung der St.-Stephani-Kirche als Kulturkirche ist ohne Zweifel eine Bereicherung der Kulturlandschaft Bremens und ist gleichzeitig eine Bereicherung für die Bremische Evangelische Kirche. Das Konzept der Kulturkirche ermöglicht es, das Baudenkmal Stephanikirche nicht nur materiell zu erhalten, sondern es durch diese sinnvolle und sinnstiftende Nutzung auch in Zukunft mit Leben zu erfüllen.

Eberhard Syring

Carsten Schröck: Protagonist des modernen Kirchenbaus in Bremen

Die Zeit des Aufbaus Bremens nach dem Zweiten Weltkrieg, die mit großem Schwung Anfang der 1950er Jahre einsetzte und Anfang bis Mitte der 1970er Jahre zu ihrem Abschluss kam, hatte mehrere große Bau-Themen. Als Erstes denkt man dabei sicher an den Wohnungsbau mit der Neuen Vahr als einem über die Grenzen der Hansestadt hinauswirkenden Leuchtturm-Projekt. Aber auch der Schulbau unter der Konzeption des fortschrittlich gesinnten Oberschulrats Wilhelm Berger hatte herausragende architektonische Ergebnisse zu verzeichnen. Gleich danach muss aber schon der Sakralbau erwähnt werden: In keiner Zeit sind so viele Kirchen gebaut worden wie in den zweieinhalb Jahrzehnten zwischen 1950 und 1975. Allein für die beiden großen christlichen Religionsgemeinschaften entstanden in diesem Zeitraum rund sechzig neue Gotteshäuser – weit mehr als die Hälfte davon in den 1960er Jahren. Daneben gab es noch zahlreiche Neubauten für kleinere Religionsgemeinschaften. Die Bautätigkeit für die Kirchen umfasste zudem etliche Gemeindehäuser im Umfeld älterer Kirchen.

Der Kirchenbau-Boom geht nur zum Teil auf die Kriegszerstörung von Kirchengebäuden zurück. Entscheidend waren die städtebauliche und die demografische Entwicklung. Wie andere Großstädte in der Bundesrepublik hatte auch Bremen ein starkes Wachstum zu verzeichnen. Schon Anfang der 1950er Jahre wurde die Vorkriegseinwohnerzahl von 445.000 erreicht. Die Zahl stieg auf knapp unter 600.000 in den 1960er Jahren an. Durch die Vertriebenen aus den Ostgebieten und die Flüchtlinge aus der DDR veränderte sich zudem das konfessionelle Bevölkerungsgefüge. Die Zahl der Katholiken stieg in der Hansestadt beträchtlich an, unterstützt auch durch die erste Gastarbeiterwelle

aus südeuropäischen Ländern. Katholische Kirchen wurden in fast allen Stadtteilen errichtet. Von Mitte der 1950er Jahre bis zu Beginn der 1970er Jahre wuchsen von der Gartenstadt Vahr bis Tenever etliche Stadterweiterungsgebiete an den Rändern der Stadt. Hier entstanden neue Gemeinden aller Konfessionen, die sich neue Gotteshäuser bauten. In den Neubausiedlungen wurden die Häuser der Gemeinden zu wichtigen Treffpunkten. Sie kompensierten zum Teil das Fehlen kommunaler Kultureinrichtungen. Darüber hinaus waren die ersten Nachkriegsjahrzehnte durch eine – im Vergleich zu heute – größere religiöse Aktivität in der Bevölkerung gekennzeichnet. Es gab, nach den Jahren der Diktatur, des Krieges und der Not, ein ausgeprägtes Bedürfnis nach spiritueller Geborgenheit.

Wie schlugen sich nun die Bauaktivitäten der Gemeinden architektonisch nieder? Der Bremer Kirchenbau liefert in einem gewissen Maß ein Spiegelbild der allgemeinen Architekturdiskussion. Diese war zunächst geprägt durch eine Auseinandersetzung zwischen Traditionalisten und Modernisten, eine Auseinandersetzung, die sich zum Teil auch als Generationskonflikt verstehen lässt. Bezogen auf den Bremer Kirchenbau ist der Traditionalismus gut an Namen wie Fritz Brandt, Eberhard Gildemeister und Friedrich Schumacher festzumachen, Architekten, die ihre Berufslaufbahn in den 1930er Jahren begonnen hatten und von denen man in Bremen heute insgesamt fünfzehn Kirchen finden kann, die aus den Nachkriegsjahrzehnten stammen. Eine gediegene handwerkliche Ausführung mit traditionellen lokalen Baumaterialien – insbesondere Ziegelsichtmauerwerk –, tief heruntergezogene Dächer und fein gesprosselte Fenster sind typische Kenn-



Die Rembertikirche von Eberhard Gildemeister aus dem Jahr 1951 – ein Beispiel für den Bremer Traditionalismus im Kirchenbau

zeichen von Bauten der genannten Architekten. In ihrer Gesamtwirkung demonstrieren diese Bauwerke mehr eine Abgeschlossenheit, beinahe Wehrhaftigkeit, als eine Öffnung zu ihrer Umgebung. Eberhard Gildemeisters (zusammen mit seinem Bruder Hermann entworfene) Erlöser-Kirche wäre hier ebenso zu nennen wie Fritz Brandts Wilhadikirche oder Friedrich Schumachers Andreas-Kirche, alles Bauten, die in der Frühphase des Nachkriegskirchenbaus entstanden. Diesen Bauwerken ist der Ausdrucksgehalt eines konservativen Festhaltens an Bewährtem eigen – durchaus korrespondierend mit bestimmten restaurativen Tendenzen der Adenauer-Ära.

Weder in Kreisen der Architektenschaft noch bei vielen Christen blieb diese Einstellung allerdings unwidersprochen. Wie die Architekten, vor allem die jüngeren, vermehrt danach streb-

ten, modernen Materialien – Stahl, Glas, Sichtbeton – baukünstlerische Ausdrucksgehalte zu verleihen, so versuchten immer mehr Kirchengemeinden, sich den alltäglichen gesellschaftlichen Problemen zu öffnen. Ab Mitte der 1950er Jahre hielt auch die Moderne im Bremer Kirchenbau Einzug. Diese Tendenz hatte mit Einschränkung selbst im Werkverlauf der Traditionalisten Nachwirkungen. Am wenigsten wohl bei Fritz Brandt, der auch in seinen späten Bauten wie der Mahndorfer St.-Nikolai-Kirche (1965) seiner Auffassung treu blieb, während bei Friedrich Schumacher (später in Partnerschaft mit Claus Hübener) eine partielle Anpassung an moderne Einflüsse nicht zu übersehen ist – am deutlichsten vielleicht bei St. Johannes in Huchting (1972). Eberhard Gildemeister schließlich hat mit seinem ausgeprägten Individualstil, der expressive Momente einschloss, in seinen

späten Kirchenbauten wie St. Magni (1967) oder der Emmaus-Kirche (1961) auf dem Gelände des Diakonissenkrankenhauses in Gröpelingen die Zurückhaltung des Traditionalismus gegenüber neuen Formgebungen aufgegeben.

Doch trotz solcher vorsichtigen Annäherungen – eine entschieden moderne Formsprache und Kirchenbauhaltung war damit noch lange nicht formuliert. Dazu brauchte es andere Protagonisten. Vor allem einer ist zu nennen: Als Architekt, der wie kein zweiter den modernen Kirchenbau in Bremen geprägt hat, gilt der seit 1958 in Fischerhude lebende Carsten Schröck. Schon rein quantitativ ist der 1923 in Bremen geborene, nach dem Krieg in Braunschweig ausgebildete Vertreter der jungen Architektengeneration mit sieben in Bremen gebauten Kirchen seinen Konkurrenten voraus. Hinzu kamen Kirchenbauten und -projekte an anderen Orten sowie etliche Gemeindezentren. Aber auch die architektonische Qualität seiner Bauwerke ist bemerkenswert. Was die Bauten Schröcks auszeichnet, ist ihr formaler Erfindungsreichtum, die Experimentierfreudigkeit, die hinter ihnen steckt, ihr individueller Zugschnitt, aber auch eine architektonische Gesamthaltung, in der der Gemeindegemeinschaft eine besondere Rolle zukommt. Die Kirchenbautätigkeit Schröcks soll im Folgenden an Einzelbeispielen kurz umrissen werden.

Zion-Gemeindezentrum 1956

Schon knapp dreißigjährig machte sich Carsten Schröck selbstständig. Mit dem Wartebereich des Zentralen Omnibusbahnhofs (1952) und dem Pavillon des Verkehrsvereins (1954), beide am Bahnhofplatz und beide inzwischen abgerissen, konnte der Jungarchitekt ebenso wie mit der neuen Jugendherberge (1955) an prominenten Orten eindrucksvolle Bauten schaffen. 1956 folgte sein erster Kirchenbau. Der Bezug zur Bauaufgabe kam nicht von ungefähr. Schröcks Familie, die aus der westlichen Innenstadt stammte, war religiös engagiert. Schröcks Bruder wurde Pfarrer. Der Vater war im Vorstand

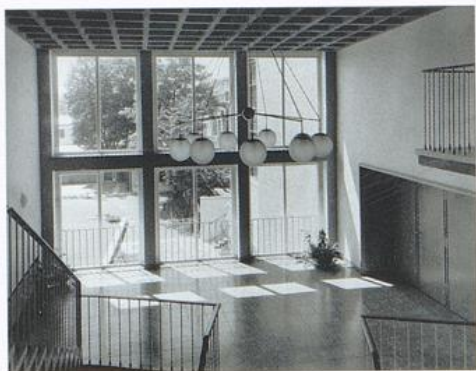
der Stephanigemeinde. In dieser Gemeinde engagierten sich viele Gläubige in der »Bekennenden Kirche«, die dem Naziregime kritisch gegenübergestanden hatte und sich in den 50er Jahren gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik stark machte. Die Gemeindepastoren Greiffenhagen und Garlipp galten als kritische Geister und Reformer in der Bremer evangelischen Kirche. Ähnliches sagte man auch über den Pfarrer der Zionsgemeinde, Friedrich Gerlach. Respektvoll war von den »3 G's« die Rede, weil die genannten Pastoren sehr entschieden gegen die restaurativen Tendenzen auftraten, die sich in Staat und Kirche der Adenauer-Ära abzeichneten.

Für Gerlachs Gemeinde errichtete Schröck die im Frühjahr 1956 fertiggestellte neue Zionskirche in der Bremer Neustadt. Der Bau entstand auf dem Grundstück der alten, im Krieg zerstörten Kirche an der Ecke Kornstraße/Kantstraße. Der Kirchentrakt und ein Nebengebäude sind L-förmig angeordnet. Der Gebäudewinkel schließt den Baublock. Die mit der Längsseite zur ruhigen Kantstraße gelegene Kirche ist um einige Meter aus der Häuserflucht zurückgesetzt, sodass ein kleiner Vorplatz entsteht. An der Nahtstelle zwischen den beiden Gebäudeteilen, in der stärker frequentierten Kornstraße, setzte Schröck den über dreißig Meter hohen Turm, ein mit Ziegeln ausgefachtes, sich nach oben öffnendes Betonskelett, in dessen oberstes Fach eine stilisierte Weltkugel mit aufgesetztem Kreuz eingefügt ist.

In der Basis des Turms liegt der Haupteingang. Hinter dem Portal öffnet sich ein hohes und liches Foyer mit der Haupttreppe. Von hier aus sind beide Gebäudeteile gut zu erreichen: links das dreigeschossige Nebengebäude mit den Gemeindebüros und Gemeinschaftsräumen, über denen die separat erschlossenen Wohnungen des Küsters und des Pastors liegen, rechts das Hauptgebäude mit dem Gemeindesaal. Zu den Eigenheiten des Entwurfes gehört, dass der Gemeindesaal mit Bühne im Erdgeschoss liegt, unter der Kirche. Diese leichte Zugänglichkeit für die alltägliche Gemeindearbeit betont den besonderen Wert, der hier auf



Das neue Zion-Gemeindezentrum. Die Anlage schließt den Baublock an der Ecke Kantstraße und Kornstraße



Zion-Gemeindezentrum: Das geräumige Foyer ist Bindeglied zwischen den einzelnen Bereichen

diesen Bereich der seelsorgerischen Arbeit gelegt wurde. Der Entwurf war im Dialog mit der Gemeinde entstanden, die seinerzeit auf Anregung von Pastor Gerlach eine sehr aktive Theatergruppe unterhielt. Durch das Foyer ge-

langt man auch in den geschützten Innenhof, der von einem separat gelegenen eingeschossigen Jugendheim abgeschlossen wird.

Zum Kirchenraum führt eine breite, von zwei Zwischenpodesten unterbrochene Treppe hinauf. Der Saal bietet mit Empore 300 Gläubigen Platz und zeichnet sich gestalterisch durch eine gewisse Nüchternheit aus. Die Längsseite zur Kantstraße ist ganz als durchscheinende, aber nicht durchsichtige, in quadratischen Betonkassetten gefasste Lichtwand ausgeführt, während die drei anderen Seiten geschlossene Ziegelwände zeigen. Lediglich ein vertikaler, von dem Glaskünstler Erhart Mitzlaff gestalteter Fensterstreifen (Thema: Einzug Jesu nach Jerusalem) an der Ostseite auf Höhe des Altars erinnert an einen traditionellen Sakralraum. Carsten Schröck hat mit diesem Bauwerk nicht nur formal, sondern auch typologisch Bremens ersten modernen Kirchenbau geschaffen. Er markiert den Beginn seiner äußerst erfolgreichen Karriere als Kirchenbauer.



Zion-Gemeindezentrum: Der sachlich gehaltene Kirchenraum. Blick vom Altarbereich zur Lichtwand

Auferstehungskirche 1959

Drei Jahre später entstand Schröcks zweites Kirchenbauwerk: die Auferstehungskirche mit Gemeindezentrum in Hastedt. War der Bau der Zionsgemeinde 1956 Bremens erstes dezidiert modernes Kirchengebäude, so könnte man das Hastedter Projekt als den Versuch auffassen, diese Modernität noch zu steigern. In der Tat ist das Bauwerk formal recht ausgefallen. Wie häufig bei Entwürfen Schröcks ist auch hier der zentrale Kompositionsgedanke das Spiel mit zwei gegensätzlichen Formprinzipien. War das bei der Jugendherberge der Kontrast zwischen einer vertikalen und einer horizontalen Scheibe, so zeigt sich der Formengegensatz bei der Auferstehungskirche in zwei konvexen Elementen, die sowohl in Kontrast wie in Korrespondenz zueinander stehen.

Die eine Form ist eine gebogene Wand aus Sichtbeton, die in eine parabelförmige Fläche ausläuft. Sie markiert den Altarraum. Die zweite Form ist ein sattelartiges Dach, das aus schicht-



Als Thron oder Sessel des Lieben Gottes wurde die Auferstehungskirche in Hastedt schon bald im Volksmund bezeichnet



Auferstehungskirche Hastedt: Blick in den Altarraum

verleimten Holzbindern konstruiert ist und die 300 Plätze des Kirchenraums mit Empore überwölbt. Der Dachsattel ist an der dem Altarraum abgewandten Seite bis zum Boden heruntergezogen und liegt an der anderen Seite auf der Parabelfläche der gebogenen Altarwand auf. Durch die Kombination der stehenden und der lagernden gebogenen Form ergeben sich drei große Lichtöffnungen, zwei aus farbigem Glas an den Seitenflächen des Dachsattels, eine in der oberhalb des Dachs gelegenen Schräge der Betonwand. Letztere besteht aus opakem Glas. Ostlicht fällt durch diese Öffnung eindrucksvoll in den Altarraum.

Unmittelbar an die Kirche schließt sich das Gemeindezentrum an, das sich aus flachen, um Höfe angeordneten Baukörpern zusammensetzt und mit seinen einfachen kubischen Formen zur organischen Form der Kirche einen weiteren Kontrast setzt. Durch Faltwände lassen sich Kirchenraum, Gemeinderaum und ein Vorraum zu einem Großraum mit über 600 Plätzen erweitern. Der Kirchenentwurf wurde im November 1957 erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt, fünf Monate nachdem der Bauwettbewerb für die Bremer Stadthalle entschieden war. Schröck hatte bei diesem Wettbewerb in einer Arbeitsgemeinschaft mit dem Bremer Architekten Hans Budde und dem damals noch weitgehend unbekannten Berliner Architekten und Tragwerksplaner Frei Otto einen viel beachteten dritten Preis errungen mit einem Entwurf, der auf ei-

nem innovativen Seilnetz-Druckbogen-Tragwerk beruhte, welches für Schröcks drittes Kirchenbauprojekt noch eine Rolle spielen sollte. Im Gegensatz zum Stadthallenentwurf, wo sich die Form sehr deutlich aus der Logik des Tragwerks ableitete, wirkte das ambitionierte Kirchenprojekt in Hastedt eher formalistisch, was einige Kritiker auch angemerkt haben. In einem Standardwerk der damaligen Zeit, »Strukturform der modernen Architektur« von Curt Siegel (1960), das den Einfluss der konstruktiven Logik des Ingenieurbaus auf die Architektur beschreibt, ist Schröcks Kirche als Negativbeispiel angeführt.



Auferstehungskirche Hastedt: Das beim Richtfest aufgenommene Foto lässt die schwierigen Verbindungspunkte zwischen den beiden Formelementen gut erkennen

Vor allem die altarseitigen Fußpunkte der Dachbinder galten im Sinne einer konstruktiven Ästhetik als nicht sehr befriedigend. Formal schien sich Schröck einerseits an Kirchenbauten Alvar Aaltos orientiert zu haben, andererseits ist aber auch die Inspiration von Le Corbusiers Ronchamp-Kapelle deutlich erkennbar. Obwohl man den Entwurf der Suchphase eines immer noch jungen, experimentierfreudigen Architekten zuordnen kann, wurde das Bauwerk nach anfänglicher Skepsis von den Gemeindemitgliedern akzeptiert und bald liebevoll als »Sessel des lieben Gottes« umschrieben. Als moderner Kirchenbauer hatte sich Schröck

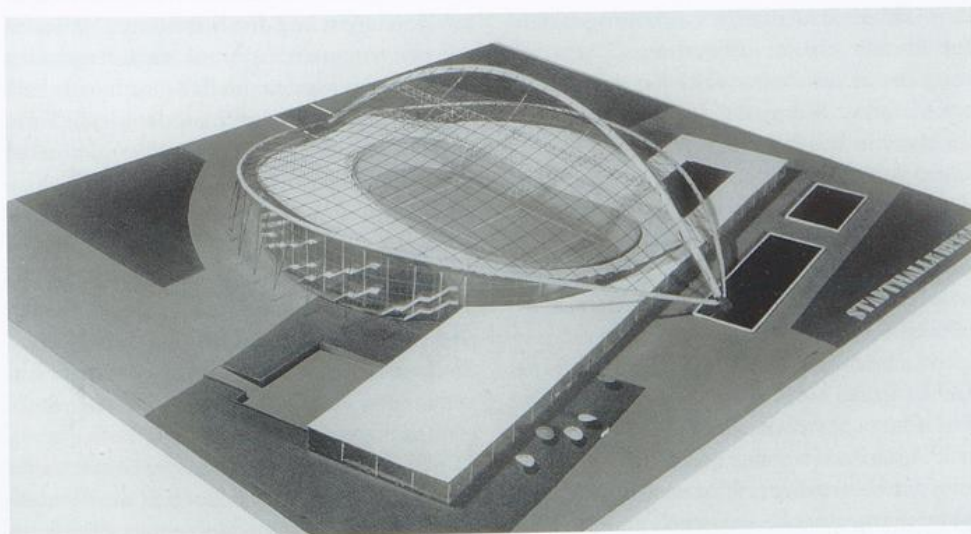
inzwischen einen Namen gemacht. Aufgrund der relativen Eigenständigkeit der Kirchengemeinden konnten Aufträge für Neubauten auch direkt vergeben werden, wovon Schröck bei seinen ersten beiden Kirchen profitierte. Pastor Klaus Berg war in der Hastedter Gemeinde die treibende Kraft.

Überzeugend war in beiden Fällen für die Auftraggeber, wie der Architekt die Bedeutung des Gemeindezentrums architektonisch herausarbeitete und in den Gesamtkomplex integrierte. Das komplexe Raumprogramm eines modernen Gemeindezentrums hänge mit den veränderten Lebensbedingungen in einer Industriestadt zusammen, die sich von den geschlossenen Gemeinschaften in dörflicher oder kleinstädtischer Umgebung unterscheide, erklärte Schröck in einer Erörterung zum Neubau in Hastedt, der in Sichtweite des Betriebsgeländes der Goliath-Werke der Firma Borgward lag. Vielleicht wählte er gerade deshalb für das Zentrum in Hastedt eine Metapher, die das Nebeneinander und das Miteinander in ein spannungsvolles Verhältnis setzte. Schröck beschrieb die Bauanlage als »eine kleine in sich geschlossene Stadt, die gebildet wird von den vielen Räu-

men unterschiedlicher Größe für die unterschiedlichsten Zwecke, über die hoch die Kirche aufragt, die sich zu all diesen Räumen hin weit öffnet«.

St. Lukas 1963

Im Februar 1961 entschied der Huchtinger Beirat positiv über den Bau der neuen St.-Lukas-Kirche im Ortsteil Grolland – ein Entwurf Schröcks, der in der Öffentlichkeit bereits unter dem Kosenamen »Auster« zirkulierte, in Anlehnung an die »schwangere Auster«, wie die Berliner Kongresshalle von Hugh Stubbins aus dem Jahr 1957 im Volksmund genannt wurde. Doch die Vorgeschichte zu diesem Bauwerk geht noch weiter zurück: 1955 hatte Schröck den Kirchenwettbewerb gewonnen, allerdings mit einem traditionell und konventionell wirkenden Entwurf. Gründungsschwierigkeiten auf dem morastigen Untergrund in diesem in den 1930er Jahren entstandenen Siedlungsgebiet kamen dem Architekten insofern zu Hilfe, als er beim Entwurf noch einmal neu ansetzen konnte. Eine Seilnetzkonstruktion war wesentlich



Der mit einem dritten Preis ausgezeichnete Entwurf für die Bremer Stadthalle von Carsten Schröck und Hans Budde – konstruktive Beratung: Frei Otto

leichter als ein konventioneller Bau. Seit dem gemeinsamen Wettbewerb mit Frei Otto hatte den Architekten das Thema »leichte Flächen-tragwerke« immer wieder beschäftigt. In Grol-land bot sich eine Lösung auf dieser Basis auf-grund der schwierigen Bodenverhältnisse nun geradezu an.

Für den Architekten war dieses Projekt des-halb so wichtig, weil damit zum ersten Mal eine Seilnetzkonstruktion vor der Verwirklichung stand, und zwar nicht bloß als temporärer Ex-



St. Lukas im Bau: Druckbogen und Seilnetz

perimentalbau, wie das bislang üblich war, son-dern als ein dauerhaftes Funktionsgebäude. Im Grunde war der Entwurf eine Überarbei-tung des Stadthallenentwurfs für einen kleine-ren Maßstab. Während der Kirchenraum etwa 25 Meter in seiner längsten Ausdehnung maß, wären es bei der Stadthalle 110 Meter gewesen. Auch in Groland sollten sich Druckbögen und ein vorgespanntes Seilnetz im Gleichgewicht halten. Statt drei wurden nun zwei Bögen ver-wandt, die statt aus Stahl aus Holz (schichtver-leimte Holzbinder) waren.

Nachdem das Bauvorhaben 1961 grünes Licht erhalten hatte, musste der zusammen mit Frei Otto entwickelte theoretisch-experimen-telle Ansatz erst auf eine pragmatische Dimen-sion der Umsetzung geführt werden. Vor allem war der eng gesetzte finanzielle Rahmen ein-zuhalten. Da bauliche Erfahrungen mit einer solchen Konstruktion nicht vorlagen und es auch einzelne Konstruktionsteile, etwa die Netz-

knotenpunkte, nicht als Serienprodukte gab, waren Improvisationsgeschick und Erfindungs-gabe gefordert. In dieser Projektphase zeich-nete sich vor allem Schröcks Mitarbeiter und späterer Partner Fritz Busse aus, der ebenso unkonventionelle wie nahe liegende Lösungen fand, als das Projekt aufgrund exorbitanter Kos-tenberechnungen für die Statik und die Netz-konstruktion zu scheitern drohte. Letztlich kamen dabei hochbaufertige bremische Produk-tionsbereiche aus dem Schiffs- und Flugzeug-bau als Partner ins Spiel. Andere Fragen wurden durch 1:1-Experimente vor Ort geklärt, so die Lösung für die Aufnahme der Zugkräfte aus dem Seilnetz, die wegen des morastigen Bodens nicht punktuell über Bohrpfähle erfolgen konnte.

Faszinierend ist an dem Projekt das einfache konstruktive Prinzip, durch welches das Gleich-gewicht der statischen Kräfte unmittelbar anschaulich wird. Waren für die Berechnung der Kräfte und Materialdimension einfache Model-le erforderlich, so wurde auch die bauliche Um-setzung des ungewöhnlichen Objektes schließ-lich nicht eine Angelegenheit für hoch spezia-lisierte Firmen, sondern konnte von lokalen Handwerksbetrieben ausgeführt werden. Das ganze Tragwerk besteht aus zwei schichtverleim-ten Holzbögen und drei Seilnetzen. Die beiden auf gemeinsamen Fußpunkten auflagernden Druckbögen wurden durch Kräne in eine halb aufgerichtete Lage gebracht, sodass sie die Form einer Doppelparabel bildeten. Um die Binder dauerhaft in dieser Lage zu fixieren, galt es zu-nächst, das größte der vorgefertigten Draht-seilnetze, die eine Maschenweite von einem Meter hatten, einzuhängen und durch das Ge-wicht der Bögen in Spannung zu setzen. Ein seitliches Umkippen dieser Figur wurde durch die beiden gespannten Netze an den Seiten verhindert, sodass die Bögen an keiner Stelle gestützt werden mussten.

An den Knotenpunkten der Netze wurde die Lattung für die Dachhaut und die Wandun-gen angebracht, deren Aufbau aus zwei Brett-lagen mit dazwischenliegender Dämmung be-steht. Das Dach ist mit Kupfer gedeckt, die Seitenwände sind außen in horizontaler, innen



Im Innenraum der St.-Lukas-Kirche zeichnet sich die konstruktive Struktur klar ab

in vertikaler Richtung mit Brettern verkleidet. Einzelne, frei über die Wand verteilte Netzmaschen dienen als Lichtöffnungen, die der Künstler Erhart Mitzlaff mit bleiverglasten Fenstern gestaltete. Sie zeigen Motive aus dem Lukas-Evangelium. Der Glockenturm wurde frei an der Straße aufgestellt. Während das Seilnetzgebilde exakt den Kirchenraum markiert, ist diese Figur von zwei Seiten mit einem eingeschossigen Bau »ummantelt«, der das Gemeindezentrum und die Wohnung des Küsters aufnimmt.

Durch die enge Einbindung auch in die Nachbarbebauung und durch die bescheidene Dimension wirkt das Gebäude von außen – verglichen etwa mit der Berliner Kongresshalle – eher unauffällig. Umso überraschter ist der Besucher, wenn er zum ersten Mal den Innenraum betritt. Die ungewöhnliche Konstruktion – das Seilnetz ist innen sichtbar – und die schwingenden Formen erzeugen ein leichtes, heiteres Gefühl, das gleichwohl Geborgenheit vermittelt in

einem Raum, dessen Ausmaße zugleich rätselhaft unbestimmt bleiben. Die Sitzbänke sind quer zur Längsachse ausgerichtet, eine in den Raum eingestellte Empore kann über eine filigran wirkende Spindeltreppe erreicht werden. Durch Schiebetüren lässt sich der Raum ins Foyer erweitern. Entfernt fühlt man sich an ein Zelt erinnert. Architektonisch wird diese Zelt-Anmutung des Improvisierten und Offenen unterstützt. So befinden sich die Materialien des Vorplatzes – Waschbetonbodenplatten – auch im Kirchenraum, und der Altar aus Sichtbeton vermittelt alles andere als die Ausstrahlung eines weihetvollen sakralen Objektes. Die Grundidee des Architekten für einen zeitgemäßen Kirchenbau, wonach die Kirche kein Ort des Festklammers an Traditionen sein sollte, sondern eine Institution der »fortwährenden Erneuerung«, ist in diesem Bauwerk stimmig auf den Punkt gebracht worden. Das Gebäude steht seit 1994 unter Denkmalschutz.

Exkurs: Die Architekturhaltung Schröcks in seinen Sakralbauten

Spätestens die St.-Lukas-Kirche hatte Schröck Renommee als Kirchenbauer so gefestigt, dass in den 1960er Jahren zahlreiche Aufträge für Gemeinden folgten – vor allem in den neuen Stadtbezirken. In Huchting konnte Schröck beispielsweise nicht nur das Gemeindezentrum neben der alten Dorfkirche, sondern auch zwei der drei neuen Gotteshäuser realisieren. Auch für den in den 1950er Jahren neu geschaffenen Stadtteil Grünhöfe in Bremerhaven entwarf und baute Schröck 1967 die Kirche. In seinen letzten kirchlichen Bauten in den Neubauvierteln Lüssum und Tenever, die erst in den 1970er Jahren fertiggestellt werden konnten, nahm der Sakralraum gegenüber den Räumen der Gemeindegemeinschaft nicht mehr eine herausgehobene Rolle ein. Sie stellen den Schlusspunkt eines Trends dar, auf den Schröck bereits in seinem ersten Kirchenbau, der Zionskirche, in besonderer Weise einging. In bremischen Kirchenkreisen gab es eine starke Fraktion, die die Kirche nicht als Hort der Tradition, sondern als Ort der permanenten Erneuerung begriff – eine Haltung, die mit einem allgemeinen gesellschaftlichen Aufbruch in der Bundesrepublik korrelierte, der schließlich in der sogenannten 68er-Bewegung seinen Höhepunkt fand.

Dabei ging es um eine Demokratisierung der Gesellschaft, aber auch um eine Auseinandersetzung mit der im Aufbaupragmatismus gern verdrängten Zeit des Nationalsozialismus, in der auch die Kirche nicht immer eine rühmliche Rolle gespielt hatte. Gerade in den neuen Stadtteilen, von denen Schröck einmal sagte, sie bestünden »aus Häuserzeilen, zwischen denen der Wind weht«, bot das kirchliche Gemeindezentrum die Chance für eine echte Basisarbeit. Dafür waren auch neue Formen der Grundrissgestaltung gefragt. In einem Aufsatz »Gedanken zum gegenwärtigen Kirchenbau zwischen Vergangenheit und Zukunft« formulierte Schröck: »In letzter Zeit hört man oftmals die Forderung nach einem Raum, der vielen Zwecken dienen kann, der allen Menschen und allen

Fragen offen ist, in dem Gottesdienst gefeiert und getanzt werden kann, in dem z. B. Traugottesdienst und Hochzeitsfeier zu einem großen Fest in der Gemeinde werden kann. Gleichzeitig mit dem Bau der Gemeindezentren sprach man von der »offenen Tür«. (...) Wenn diese offene Tür wirklich offen ist, dann verbindet sich das Gemeindezentrum mit dem Stadtteil zu einem gemeinsamen Lebensraum.«

Die Räume hinter dieser »offenen Tür« sollten aber auch »vielen Geborgenheit« vermitteln, so Schröck an anderer Stelle in dem Text. Der Versuch, Offenheit und Geborgenheit architektonisch miteinander in Einklang zu bringen, erinnert an die Haltung des niederländischen Architekten Aldo van Eyck, der in diesem Zusammenhang von »Doppelphänomenen« sprach. Damit war gemeint, dass Architekten die Aufgabe haben, in ihren Bauwerken den ambivalenten menschlichen Erfahrungen – etwa dem Wunsch nach Individualität und Gemeinschaftlichkeit – einen angemessenen Raum zu bieten. Man kann hier eine gewisse Geistesverwandtschaft des Bremer Architekten zu Positionen der fortschrittlichen Architekturhaltung der Nachkriegsgeneration erkennen, die so manche Einseitigkeit des architektonischen Modernismus zu überwinden trachtete, ohne in eine überholte konservative Haltung zurückzufallen. Und noch eine Beziehung zu den Gedanken van Eycks lässt sich ausmachen: Wie dieser beschrieb auch Schröck Architektur, in diesem Fall ein Gemeindezentrum, gern als eine Stadt im Kleinen. Inwieweit der Sakralraum, der, wie Schröck formulierte, »konservativer Teil« eines Gemeindezentrums, aus dieser »urbanen Struktur« herausragen, sie optisch und symbolisch überragen sollte, war nicht zuletzt eine Frage, die in Vorgesprächen des Architekten mit den Gemeindegliedern herausgearbeitet wurde: Die Lösungen konnten sehr unterschiedlich ausfallen.

St.-Matthäus-Kirche 1966

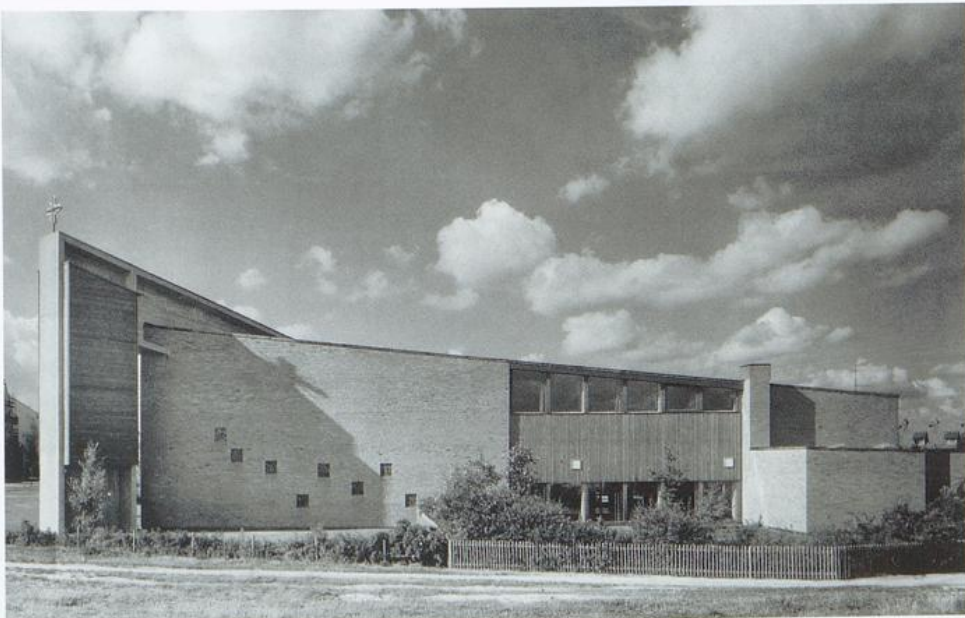
Betrachtet man die drei Kirchen des Architekten, die in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre entstanden, so erkennt man eine Tendenz zu markanten, durchaus expressiven Figuren, bei denen das Dach jeweils eine entscheidende Rolle spielt. Bei der 1966 fertiggestellten St.-Matthäus-Kirche in Huchting, einem Gemeinschaftsprojekt mit Hans Budde, bei dem das Büro Schröck für die Bauausführung zuständig war, sind Kirche und Gemeindesaal in einen großen Baukörper aus Backstein integriert: ein höherer länglicher Riegel. Der Sakralraum selbst hat eine quadratische Form. Die Mauern des Riegels steigen zur südwestlichen Gebäudeecke an und haben an der diagonal gegenüberliegenden Ecke ihren Tiefpunkt.

Das dynamisch-expressive, an einen Schiffsbug erinnernde Motiv wird gesteigert durch einen die Diagonale aufnehmenden Glockenturm aus Sichtbeton. Dieser steht frei vor dem »Bug« und verbindet sich mit einem großen Dachträger, der diagonal über den Kirchenraum

läuft und diesem damit seine Ausrichtung gibt. Auf der Rückseite des Kirchenflügels findet der Träger in einem geschlossenen Innenhof seinen Fußpunkt. Um diesen Hof gruppieren sich die eingeschossigen Trakte des Gemeindezentrums (Gruppenräume, Küche, Lehrsraum, Wohnungen für Küster und Gemeindeschwester, Kindergarten). Am Fußpunkt des Trägers liegt ein Wasserbecken, in dem sich das Regenwasser vom Dach sammelt. Aufgrund der Lage in der Einflugschneise des Flughafens durfte kein hoher Turm errichtet werden. Der mächtige Dachträger, der wie der Turm einem überdimensionalen Doppel-T-Träger gleicht, konnte durchaus als »liegender Turm« interpretiert werden.

Martin-Luther-Kirche 1967

Auch bei der 1967 eingeweihten Martin-Luther-Kirche in Hoya hat der Turm seine klassische Gestalt eingebüßt. Hier ist er in den Sakralbau integriert, der auf einem dreieckigen Grundriss



Der Dachträger der St.-Matthäus-Kirche lässt sich als liegender Turm interpretieren



Der Turm der Martin-Luther-Kirche in Hoya erwächst aus der dreieckigen Form des Kirchenraumes

beruht. Zwei Seiten dieses Dreiecks sind als Wände in Ziegelstein ausgeführt und steigen in dem Winkel, den sie umschließen, extrem in die Höhe. Die Spitze bildet ein offenes Stahl-



Isometrie der Martin-Luther-Kirche. Die Dachflächen von Kirche und Gemeindezentrum gehen nahtlos ineinander über

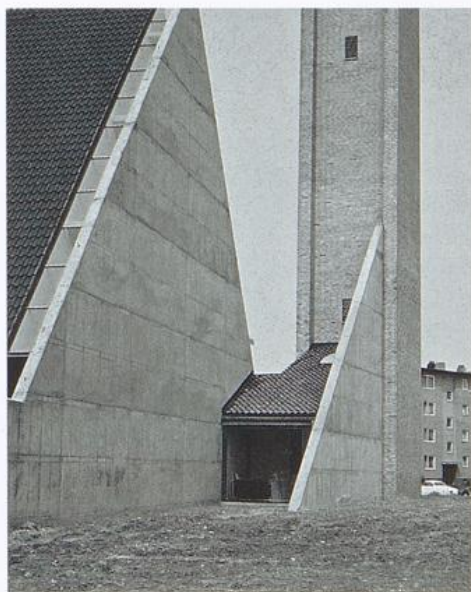
betonskelett, in das der Glockenstuhl eingehängt wurde. Wie in Huchting ist der markante bugförmige Abschluss geschickt als wirkungsvolles Zeichen in den Straßenraum eingefügt. Die dritte Seite besteht aus einer großen dreieckigen Dachfläche, die tief heruntergezogen wurde. Sie hat die gleiche Neigung wie die Satteldächer des anschließenden T-förmig angeordneten Gebädetrakts, der den Gemeindesaal, die Gruppenräume und das Pfarrhaus aufnimmt.

Petrus-Gemeinde in Bremerhaven 1967

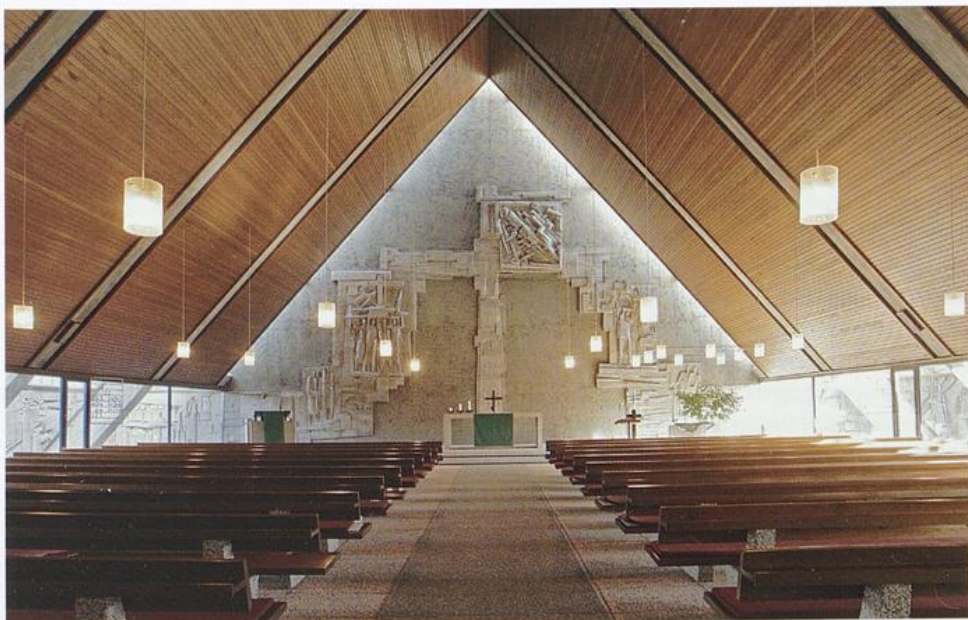
Gotteshaus und Gemeindezentrum der Petrus-Gemeinde in Bremerhaven-Grünhöfe entstanden aus einer besonderen Situation heraus. Die Gemeinde in dem modernen Stadtteil, der 1954 nach den Plänen des berühmten Architekten Ernst May entstanden war, konnte sich den Bau einer Kirche zunächst nicht leisten. Ein Gemeindehaus war aber schon 1958 entstanden, und die Gemeinde setzte 1960 als Zeichen ihres Willens zum Kirchenbau den Glockenturm auf das vorgesehene Grundstück. Es galt also diese älteren Elemente zu integrieren, als 1965 mit dem Hauptbau begonnen wurde, der 1967 eingeweiht werden konnte. Schröck wählte hier eine äußerst einfache und einprägsame Gestalt. Ganz im Sinne eines bergenden Raumes war der Sakralraum als ein großes mit Hohlpfannen gedecktes Satteldach ausgeführt, das sich im schiefen Winkel an den Turm anlehnte. Die Träger des Dachs, fünf gewaltige Sparrenpaare aus Beton, laufen bis auf den Boden, die beiden Giebelwände sind als fensterlose Dreiecke in Sichtbeton ausgeführt. An den Längsseiten ist die Kirche von zwei hohen Mauern aus Sichtbeton umgeben.

An das große Dach der Kirche schließen sich im Süden die Gemeinderäume an, wobei Schröck dem älteren Gemeindehausbau einheitlich und erweiternd einen neuen Gebäuderiegel zur Straße vorlegte. Zwischen Gemeinderäumen und Kirche ist das Foyer eingespannt, über das man von den zwei angren-

zenden Straßen aus das Gemeindezentrum betreten kann. Während die äußere Gestalt mit dem tief heruntergezogenen einfachen Dach einerseits Geborgenheit ausstrahlt, wird dieses Gefühl andererseits durch die krude Anmutung des Sichtbetons gebrochen – eine Ambivalenz, die neugierig auf den Innenraum macht. Der ist in der Tat einer der eindrucksvollsten Räume, die Schröck geschaffen hat. Das liegt sowohl an der Lichtregie als auch an der Integration der Bildenden Kunst in die Architektur. Die archaische Zeltform des Innenraums, dessen Unterseite mit Oregon-Pine-Brettern verkleidet ist, wird durch zwei einfache Eingriffe atmosphärisch gesteigert. Zum einen ist vor der nördlichen Giebelwand, wo sich der Altar befindet, ein durchgehender Streifen in der Dachfläche verglast, wodurch eine einzigartige Lichtstimmung erzeugt wird. Zum anderen sind zwar die Betonsparren, nicht aber die Dachverkleidung bis zum Boden heruntergezogen. Etwa in drei Metern Höhe schließen die Längsseiten mit gläsernen Wänden ab. Man sieht außen die auslaufenden Balken und schaut auf die Innensei-



Petruskirche, Bremerhaven. Die Altarwand in Sichtbeton von außen mit dem Lichtstreifen in der Dachfläche. Dem älteren Turm ist die neue Sakristei vorgelagert



Petruskirche, Bremerhaven: Der Innenraum mit seinem beeindruckenden Lichtspiel

ten der seitlichen Umfassungsmauern, über die sich, ebenso wie über die Giebelwand hinter dem Altar, ein großes Betonrelief des Bremer Bildhauers Prof. Gerhard Schreiter zieht, auf dem Motive aus dem Leben des Apostels Petrus dargestellt sind. Zu der besonderen Lichtstimmung des Raumes trägt auch bei, dass sich an beiden Seiten zwischen den Glaswänden und den Umfassungsmauern lang gestreckte Wasserbecken befinden, die das Regenwasser vom Dach auffangen. Durch das Spiel des Lichts auf der Wasseroberfläche und die Lichtreflexe, die in den Raum fallen, entsteht ein wirkungsvoller atmosphärischer Kontrast zur strengen Form des Sakralraumes.

Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde 1971

In seinen Reflexionen über den modernen Kirchenbau hatte Schröck das Zugleich von Offenheit und Geborgenheit als Wertepaar hervorgehoben, das es in der Architektur von Gemeindezentren zu erfüllen galt. Dieses – nach van Eyck – »Doppelphänomen« konnte im Ergebnis, ganz nach den Bedürfnissen der jeweiligen Gemeinde, mit der Schröck seine Baupläne erörterte, mal stärker das Moment des bergenden Raumes, mal stärker das Moment der Offenheit hervorheben. Bei den drei zuletzt beschriebenen Bauwerken ist Ersteres der Fall; bei den drei noch folgenden Letzteres. Im März 1966 hieß es im »Bremer Anzeiger«: »In diesem Sommer soll mit den ersten Arbeiten für das neue Gemeindezentrum der Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde begonnen werden. Auf einem 6500 Quadratmeter großen Gelände an der Heinrich-Plett-Allee (dort, wo gegenwärtig die hölzerne Notkirche steht) wird die architektonisch modernste Kirche des Landes Bremen entstehen. Mit diesem in vielerlei Hinsicht avantgardistischen Kirchenbau wird sich die Haltung der jungen Aufbaugemeinde zum Christentum und zur Welt offenbaren.«

Es entstand Schröcks zweite Seilnetzkirche. Doch der Bau verzögerte sich. Eingeweiht wurde das Zentrum erst 1971. Bei diesem Projekt

war nicht nur das Tragwerk Aufsehen erregend, auch die Vorstellungen von Kirche und Gemeindearbeit, die man sich in der neuen Gemeinde am Stadtrand machte, waren dies. Ihr junger Pastor, Wolfgang Schiesches, galt wegen seiner radikalen Ansichten als Problemfall, ja Ärgernis in der Bremischen Evangelischen Kirche. Die von ihm ausgesprochene Überzeugung, dass sich Jugendliche durchaus für Gott interessierten, aber kaum bereit seien, jeden Sonntag um 10 Uhr »ins dunkle Mittelalter zu steigen«, war für die Kirchenoberen ebenso provozierend wie die Tatsache, dass Schiesches bei den ersten politischen Demonstrationen gleich vorn mitmarschierte. Der progressiven Form der Gemeindearbeit, die hier angestrebt wurde, entsprach Schröcks Entwurf auf hervorragende Weise. Anders als bei St. Lukas in Grolland erzeugte die Konstruktion nicht mehr eine so geschlossene Form. Die Gestalt des Gebäudes, ein unregelmäßiges fünfeckiges Gebilde, wirkte in der Umgebung der immer gleichen biederer Miethauszeilen geradezu provozierend.

Im Gegensatz zum Bau in Grolland war das Seilnetz auf die Bedachung beschränkt. Es hing von zwei hohen Betonpfeilern herab und wurde über drei niedrige Pfeiler in Spannung gesetzt. Das entfernt an einen Fahrradsattel erinnernde Dach von unregelmäßiger Form überdeckte den fünfeckigen Hauptraum, der zum Teil als Sakral-, zum Teil als Gemeinderaum genutzt wurde. An den Hauptbau mit dem markanten Dach schlossen niedrige Gebäudeflügel an, die einen Hof bildeten. Hier waren Kindergarten, Altagestätte, Jugendräume, Gemeindebüro sowie Pastor- und Küsterwohnung untergebracht. Der Sakralraum mit der Kanzel unter dem tiefsten Punkt des Daches und ansteigenden Sitzreihen vermittelte eher den Eindruck eines Diskussionsforums. Ursprünglich sollten die Wände aus Reihen schlanker Betonpfeiler bestehen. Die Wand und die Tragstruktur wären so aber nicht deutlich unterscheidbar gewesen. Schröck entschied sich schließlich für eine etwas nach innen versetzte Wand. Das Dach und die tragenden Pfeiler heben sich bei der realisierten Lösung deutlich von der nicht tragenden Wand



»Bremens modernste Kirche« – die Kirche der Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde in Huchting

ab. Gleichwohl ist das konstruktive Prinzip an diesem Bau weniger klar ablesbar als bei der Grollander St.-Lukas-Kirche. Durch den späteren Anbau eines Kindergartens wurde der freie Blick auf den Hauptbau empfindlich gestört.

Gemeindezentren in Lüssum 1973 und in Tenever 1976

So extrem die Ansichten Schiesches' auch gewirkt haben mögen – in den meisten Punkten hatte er die gesellschaftliche Wirklichkeit besser erfasst als andere Kirchenleute. Gerade in den neuen Wohngebieten am Stadtrand kam den kirchlichen Gemeindezentren immer stärker die Funktion zu, Strukturprobleme dieser Siedlungen auszugleichen. Den Bau von Gemeinschaftseinrichtungen hatte man sich seitens der Wohnungsbauträger und der Stadt meist gespart. So boten die Gemeindezentren oft das einzige nichtkommerzielle Angebot für einen Ort der Kommunikation. Die beiden letzten Gemeinde-

zentren, die Schröck in Angriff nahm, befanden sich in solchen Stadtrand siedlungen, denen schon bald der Ruch des »Problemviertels« anhing. 1971 erhielt er den Auftrag für das Gemeindezentrum in Lüssum, einem gesichtslosen Wohngebiet im Bremer Norden. Am Ostrand der Stadt, im Schatten der Hochhaussiedlung Tenever, entstand schließlich Schröcks letzter Entwurf für ein Gemeindezentrum. Die Einweihung der beiden Bauten erlebte Carsten Schröck nicht mehr. Mitten im aktiven Arbeitsleben stehend, erlag er am 3. Februar 1973 im Alter von 49 Jahren einem Herzinfarkt.

Beide Objekte haben – auf unterschiedliche Weise – eine eher »unsakrale« Ausstrahlung: Kein Glockenturm setzt nach außen ein Zeichen für die Bedeutung des Bauwerks. Das war auch schon bei der Bonhoeffer-Gemeinde so, allerdings hatte die expressive Form dort eine Signalwirkung. In Lüssum deutet das 1973 eingeweihte Gebäude zwar auf seine kommunikative, aber kaum auf die sakrale Funktion. Das Geld für den Turm wollte man lieber für nützlichere



Von der Ausstrahlung her »unsakral« – Kirche und Gemeindezentrum in Lüssum

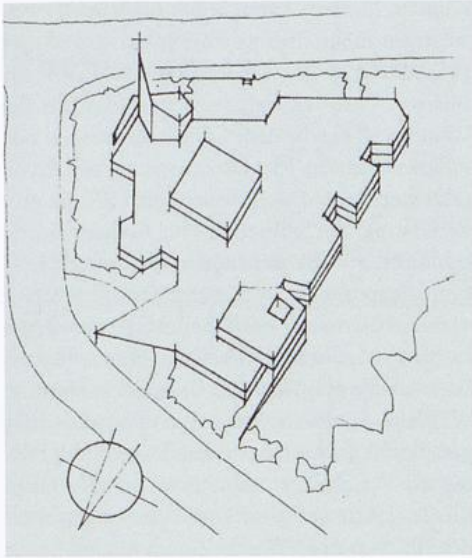
Dinge ausgeben. Und so könnte man den im Südosten an den Hauptbau des Zentrums anschließenden lang gestreckten Kindergarten (wie den Träger bei St. Matthäus in Huchting) als »liegenden Turm« interpretieren. Das Hauptgebäude wird dominiert durch einen zentralen großen und hohen Raum, den sogenannten Marktplatz, in dem Gottesdienst abgehalten werden kann, der aber auch der täglichen Gemeindegemeinschaft dienen soll. Er erstreckt sich über mehrere Ebenen und ist so konzipiert, dass sich kleinere Raumeinheiten bei Bedarf abtrennen lassen. »Zwanzig bis siebenhundert Menschen können sich gleichermaßen wohlfühlen«, lobte Pfarrer Arend Bertzbach. Zum ersten Mal in Bremen wurde auf einen reinen Sakralraum verzichtet.

Auch das Gemeindezentrum in Tenover be-

sitzt einen zentralen »Marktplatz« – einen Raum, der 250 Personen fassen kann. Er bekommt über einen Obergaden Licht. Durch Schiebe-



Gemeindezentrum Tenover: Hochgezogene Mauer als Kirchturmandeutung



Gemeindegemeinschaft Tenever, Isometrie

türen lässt sich ein weiterer Raum anfügen, der 100 Personen fasst. Anders als in Lüssum gibt es hier aber doch noch einen Sakralraum, der als Kapelle ausgebildet ist und der sich außen durch eine spiralförmig hochgezogene Mauer mit einem Kreuz auf dem höchsten Punkt als eine Andeutung von Kirchturm zu erkennen gibt. In der kompakten Anlage auf einem dreieckigen Grundstück sind um den zentralen Marktplatz herum Bibliothek, Küche, Mehrzweckraum und Räume für die Jugendarbeit platziert. In dem zweigeschossigen Bau befinden sich außerdem ein Kindergarten, das Gemeindebüro und eine Küsterwohnung. Das Gebäude wurde erst 1976 von Schröcks Nachfolgebüro Rosengart, Busse und Partner fertiggestellt.

Afrikanische Kirchenprojekte 1963/64

Zu den besonderen Merkmalen der Werkbiografie von Carsten Schröck gehört schließlich seine Bautätigkeit in Westafrika. Auf Vermitt-

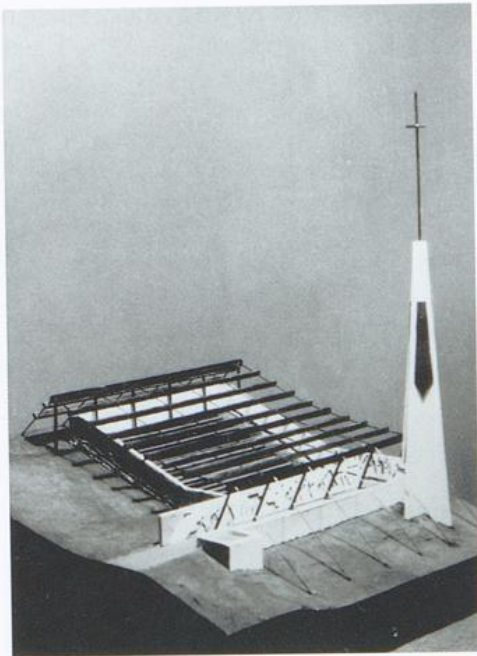
lung der Norddeutschen Missionsgesellschaft und der Deutschen Seemannsmission konnte Schröck – vor allem in Togo – Gebäude errichten: Seemannsheime, ein Sozialzentrum, ein Mädchenwohnheim und eine Klinik. Zu den nicht verwirklichten Entwürfen Schröcks gehören drei Kirchenbauten für Ghana. Der Architekt weilte im Januar und Februar 1964 in Afrika, um im ghanaischen Ho die Pläne für eine neue Kirche vorzustellen. Es handelte sich um eine steil aufragende Seilnetzkirche. Der zentrale Mast sollte gut vierzig Meter in die Höhe ragen. Damit dieser nicht die Sicht versperrte, spreizte er sich unten in zwei schräg geführte Stützen auf. Die Zugkräfte sollten in elf Punktfundamente abgeleitet werden. Die Bänke waren in Form einer Arena angeordnet. Ähnlich wie in Hans Scharouns 1963 fertiggestellter Berliner Philharmonie hätten die Zuschauer das zentrale Geschehen umringt. Der gewaltige Innenraum, der sicher mehr als tausend Men-



Modell der Seilnetzkirche in Ho, Ghana

schen Platz geboten hätte, sollte an den Seiten halbhohe Wände zur besseren Akustik erhalten, war aber ansonsten offen gedacht.

Der Plan und ein Modell wurden dem Kirchenvorstand vorgestellt. Der bat sich Bedenkzeit aus. Das ehrgeizige Bauvorhaben wäre nicht gerade einfach umzusetzen gewesen, benötigte ein solides Finanzierungskonzept. In der erbetenen Bedenkzeit plagten auch Schröck Zweifel. In langen Gesprächen mit dem Missionar Bergner, der ihn begleitete, wurde die Frage ge-



Modell der Seilnetzkirche in Tsito, Ghana

wälzt, ob nicht noch ein alternatives Konzept entwickelt werden müsste, das der wirtschaftlichen Lage der Gemeinde beziehungsweise der Mentalität der Bevölkerung eher entsprach. So entstand die Idee einer »Step-by-Step-Kirche« oder »Compound-Kirche«: Ein mit Palmen bepflanztes Karree sollte mit Mauern umschlossen werden. Im Schatten der Palmen hätten bereits Versammlungen der Gemeinde stattfinden

können. Danach wären Stück für Stück Erweiterungen möglich gewesen: für ein von Mauer zu Mauer gespanntes Dach, für einen Turm, für Büros ... Schröck bat, auch den Plan für die Compound-Kirche dem Gemeindevorstand vorstellen zu dürfen. Zur Überraschung des Architekten entschied sich dieser dann für die große Lösung, die Seilnetzkirche. Gebaut wurde schließlich keine der beiden Varianten. Und unrealisiert blieb auch der Entwurf für eine weitere Kirche mit einer Seilnetzkonstruktion in dem ghanaischen Ort Tsito. Hier sollte das Bauwerk die Hanglage des Geländes ausnutzen. Während ein senkrechter (oben) und ein schräg gestellter Rahmen (unten) aus Stützen und Pfetten die Druckkräfte aufnehmen sollten, wären die Zugkräfte von fünf über den Stützen nach dem Prinzip einer Wäscheleine geführten Seilen aufgenommen worden, welche punktuell im Boden verankert werden sollten.

Die afrikanischen Projekte unterstreichen eindrucksvoll die schöpferische Kraft und soziale Einstellung des wohl wichtigsten Bremer Architekten auf dem Feld des Sakralbaus nach dem Zweiten Weltkrieg. Sein in Bremen erhaltenes bauliches Vermächtnis sollte sorgsam behandelt werden.

Der Aufsatz basiert auf dem Text des Autors »Für eine Architektur der offenen Türen. Ein Blick auf das Werk von Carsten Schröck« in: Volker Plagemann und Eberhard Syring (Hg): Carsten Schröck – Architektur einer Hafenstadt, Delmenhorst und Berlin 2007)

Rolf Kirsch

Kirchen des Historismus im Land Bremen

Die Kirchen des Historismus, erbaut im 19. und vereinzelt noch im frühen 20. Jahrhundert, stellen die große Mehrzahl der denkmalgeschützten Sakralbauten im Land Bremen. Es handelt sich dabei überwiegend um Schöpfungen der Backstein-Neugotik unterschiedlichster Ausprägung; lediglich zwei Kirchen gehören der Neoromanik an (St. Michael in Grohn und St. Godehard in Hemelingen), nur eine ist kein Backsteinbau (St. Michael in Grohn). Die protestantischen Kirchen sind, wie nicht anders zu erwarten, bei Weitem in der Überzahl; von den im Folgenden erwähnten Beispielen sind lediglich St. Godehard in Bremen-Hemelingen und die Herz-Jesu-Kirche in Bremerhaven-Lehe katholisch. In der Statistik der denkmalgeschützten Kirchen belegen mittelalterliche Bauten den zweiten Rang, gefolgt von den Sakralbauten der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Sehr selten sind Kirchen des Klassizismus, die in Bremen nur durch die Horner Kirche und die Vegesacker Kirche vertreten sind. Noch rarer sind denkmalgeschützte Sakralbauten der sogenannten Reformbewegung und des Expressionismus, die jeweils nur mit einem Exemplar in der Bremer Denkmalliste repräsentiert sind: der reformierten Kirche in Farge, erbaut 1904–1905 von Abbehusen & Blendermann, und der Oslebshausen Kirche (1929–1930) von Walter Görg, dem Baumeister des Konzerthauses »Die Glocke«. Ein Sakralbau unter dem Einfluss des »Neuen Bauens« der zwanziger Jahre steht bisher im Land Bremen noch nicht unter Denkmalschutz. Dies wird sich aber durch die geplante Unterschutzstellung der Kapelle des Geestemünder Friedhofes in Bremerhaven, erbaut nach Plänen von Wilhelm Allers, dem einzigen hiesigen Beispiel dieser Richtung, demnächst ändern (vgl. den Beitrag von Uwe Schwartz in diesem Heft). Das

Zahlenverhältnis der denkmalgeschützten Kirchen spiegelt recht genau die tatsächliche Aufteilung der Kirchenbauten Bremens auf die verschiedenen Epochen, mit allerdings einer gravierenden Ausnahme: Während natürlich alle mittelalterlichen Kirchen und die große Mehrzahl der historistischen Kirchen sowie der wenigen »Exoten« der übrigen Stilepochen unter Denkmalschutz stehen, sind die in großer Zahl errichteten Nachkriegskirchen noch unterrepräsentiert. Auch hier wird es in Zukunft weitere Unterschutzstellungen geben.

Welche Ursachen führten zu der Blüte des Kirchenbaus im 19. Jahrhundert in unserer Region? Vor allem Bevölkerungswachstum und wirtschaftliche Prosperität, ausgelöst durch die sich entwickelnde Industrialisierung, wobei die Häfen in Bremen und Bremerhaven die treibende Kraft waren. Diese Entwicklung lässt sich besonders gut in den ursprünglich preußisch-hannoverschen, später eingemeindeten Umlandgemeinden Bremens und Bremerhavens verfolgen, die zu Industrievororten Bremens wurden. In dem Maße, wie die – ursprünglich oft noch dörflichen – älteren Kirchen den steigenden Einwohnerzahlen nicht mehr gewachsen waren oder auch die Kirchgänger aus den neu entstehenden Siedlungsräumen zu langen Wegen zwangen, wuchs das Bedürfnis nach Kirchenneubauten und der Wille zur gemeindlichen Eigenständigkeit und zur Loslösung von bisherigen Mutterkirchen. Vereinzelt kam es aber auch zum Abbruch und zum Ersatz mittelalterlicher Kirchen durch Neubauten des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist heute nur schwer vorstellbar, dass man damals altehrwürdige Kirchen des Mittelalters auch ohne wirklich zwingende Notwendigkeit beseitigen konnte. Darin spiegelt sich wohl auch das Selbstbewusstsein einer



St. Georg, Huchting

Kunstepoche, die glaubte, es dem Mittelalter gleichtun zu können oder es verbessern zu können. Dafür ist in Bremen vor allem der Dom ein Beispiel, der in wesentlichen gestalterischen Merkmalen – bildprägende Teile des Äußeren wie Zweiturmfront und Vierungsturm sowie des Inneren wie insbesondere die Ausmalung durch Schaper – eben auch ein Werk des Historismus ist (vgl. »Denkmalpflege in Bremen« Heft 3).

Bezeichnend für den mitunter etwas sorglosen Umgang mit mittelalterlichen Kirchen in der Ära des Historismus ist der Neubau der St.-Petri-Kirche in Kirchhuchting, einem ehemaligen, gegenwärtig zum Vorort herangewachsenen Dorf des Bremer Landgebietes im Süden der Stadt. Gleichzeitig werden an diesem Beispiel auch die Effekte des Bevölkerungswachstums und der Orientierung am städtischen Vorbild deutlich. Die dem alten Dorf seinen Namen gebende Kirche war ein kleiner einschiffiger Bau des 13. Jahrhunderts mit niedrigem Turm und geradem Chorabschluss. 1863 beauftragte die Kirchengemeinde den Architekten Simon Loschen mit der Untersuchung des Bauzustands der Kirche. Loschen war bekannt geworden als Erbauer der Großen Kirche in Bremerhaven und des dortigen, heute nach ihm benannten Leuchtturms. Die am Rande des Ortes Kirchhuchting gelegene, von den Hochwassern der Ochtumniederung wiederholt in Mitleidenchaft gezogene kleine Kirche galt als reparaturanfällig und wurde von Loschen als nicht erhaltenswert eingestuft. Stattdessen empfahl er den Abriss und reichte mit seinem Gutachten zugleich flugs einen fertig ausgearbeiteten Plan für einen neugotischen Kirchenneubau samt Kostenvoranschlag ein. Es half wenig, dass Oberbaudirektor Ludwig Franzius, der legendäre Planer der Weserkorrektur und des Hafenneubaus in Bremen, dem alten Kirchlein Erhaltungswürdigkeit und Wiederherstellbarkeit bescheinigte (1877); zu übermächtig war inzwischen der Wunsch nach einem größeren Kirchenneubau bei Kirchenvorstand und Pastor geworden. Pastor Meyer setzte sich für den Neubau ein mit dem Argument, bei einer Renovierung

der alten Kirche habe die Gemeinde doch nur »ein altes, geflicktes und gestutztes, enges, feuchtes, dunkles, Unterschwemmungen ausgesetztes Kirchlein« zu erwarten. Mittlerweile hatte man die renommierten Bremer Architekten Heinrich Deetjen und Eduard Gildemeister mit einem Entwurf betraut, den die Gemeinde dem früheren Loschen-Projekt vorzog. Nach ihren Plänen entstand 1878-1879 eine mit Schiefer gedeckte, dreijochige, einschiffige neugotische Backsteinkirche mit Kreuzrippengewölbe, quadratischem, gerade geschlossenem und nur geringfügig eingezogenem Ostchor und schlankem Westturm. Die Kirche wurde auf den Fundamenten des Vorgängerbaus errichtet und behielt dessen Breite bei. Länge und Höhe wuchsen jedoch beträchtlich, ebenso die Höhe des mit einem spitzen Pyramidendach gedeckten Turmes, der eine Eingangshalle und einen Teil der Orgelempore aufnahm. Der heutige, auf klare Fernwirkung berechnete hohe Westturm wurde von der Gemeinde der ursprünglich geplanten, gedrungeneren Turmsilhouette mit einfachem Satteldach vorgezogen. Diese war laut Baubeschreibung der Architekten von märkischen und bayerischen Vorbildern beeinflusst und hätte der ländlichen Umgebung Rechnung tragen sollen. Offenbar war aber hier umgekehrt von der Gemeinde ein mehr städtisches Gepräge der Kirche gewünscht. Gildemeister und Deetjen hatten sich zum Ziel gesetzt, »bei möglicher Einfachheit in der Anlage wie im Einzelnen [...] zugleich der Kirche ein entschiedenes und charakteristisches Gepräge zu geben«. Dies gelang zweifellos; der harmonische, bis auf den Turm recht schlicht gestaltete Kirchenbau prägt heute das Gesicht des Stadtteils.

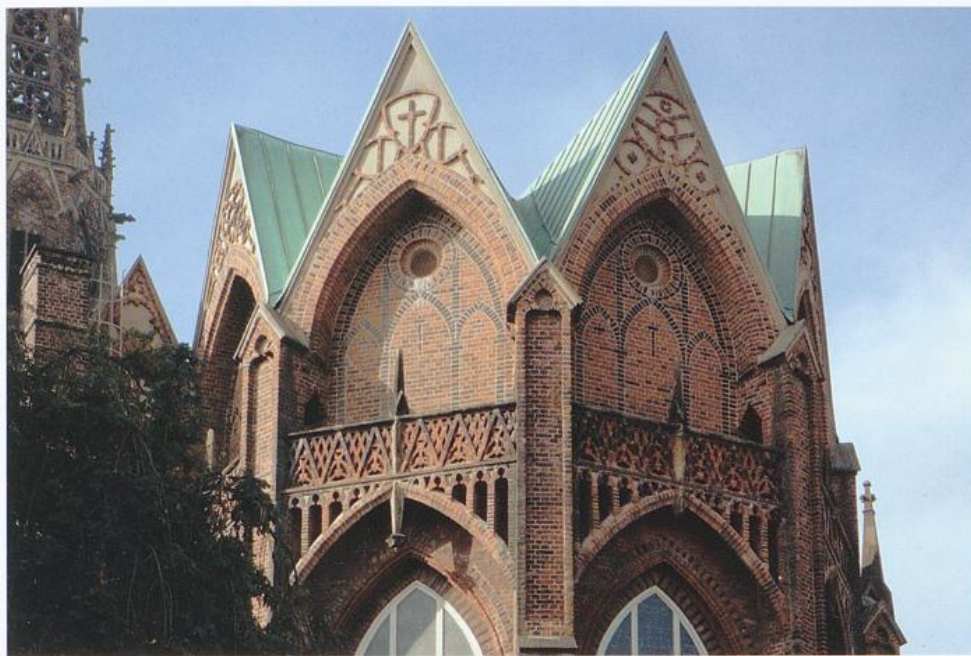
Auch im Fall der sogenannten Moorlosen Kirche im Dorf Mittelsbüren im bremischen Werderland ersetzte ein neugotischer Neubau eine mittelalterliche Dorfkirche, doch bestand hier wohl tatsächlich eine Notwendigkeit wegen starker Baufälligkeit der alten Kirche, deren Anfänge bis ins 13. Jahrhundert zurückreichten. Die neue Moorlose Kirche ist mit einem Bau datum von 1846-1847 der früheste neugotische Kirchenbau Bremens. Sie baute auf den Funda-

menten ihrer Vorgängerkirche auf. Die Pläne stammten von dem Bremer Architekten Anton Theodor Eggers. Der Entwurf der kleinen chorlosen Saalkirche verrät noch deutlich die Unsicherheit im Umgang mit dem gotischen Formenvokabular und kann seine Nähe zu einer im Grunde noch klassizistischen Baugesinnung nicht verhehlen. Im Gegensatz zur Huchtinger Kirche gelang es der neuen Moorlosen Kirche jedoch gut, den dörflichen Charakter ihrer Vorgängerin zu wahren und sich taktvoll in die Dorfstruktur und in die Weite der Landschaft einzufügen. Es handelt sich um einen einfach strukturierten Backsteinrohbau mit glatten Fronten. Sein architektonischer Schmuck besteht hauptsächlich in je einem mit einem gro-

ßen Spitzbogenfenster und flach geneigtem Zwerchgiebel versehenen Mittelrisalit an jeder Langseite des kurzen Kirchenschiffes. Die Ecken des Schiffes sind mit Pfeilervorlagen verstärkt, die das Gesims überragen und mit Kreuzsatteldächlein abschließen. Das aus dem Quadrat ins Achteck überführte Spitzdach des Turmes hat eine Schieferdeckung, während das Schiff heute ein einfaches Pfannendach aufweist. Der schlichte Innenraum besitzt gekalkte Wände, eine Holzbalkendecke, eine in barocken Formen gehaltene Kanzel an der fensterlosen Ostwand über dem Altartisch und eine westlich angeordnete Orgelempore. Vom Vorgängerbau sind pietätvoll einige Stücke in den Neubau integriert worden, so die Glocke von 1643 und



Moorlose Kirche, Lithografie von F. W. Kohl, 1846



Bürgermeister-Smidt-Gedächtniskirche, Bremerhaven, Chordetail

mehrere Buntglas-Wappenscheiben des 18. Jahrhunderts in den neu geschaffenen Kirchenfenstern. Nach dem Untergang des Dorfes Mittelsbüren, das den Ausbauplänen für die Bremer Stahlhütte weichen musste, steht die Kirche heute ein wenig verloren am Rande des Stahlwerk-Areals. Wie melancholisch umflort, versteckt sie sich bis zur Turmspitze in einem Pulk von Bäumen und lässt ihren Turm hinter Efeubewuchs halb verschwinden, sodass sie heute nicht einfach zu fotografieren ist. Ein Stich aus dem 19. Jahrhundert zeigt die noch romantische Auffassung der Eingliederung der Kirche in die Landschaft sehr schön. Die Moorlose Kirche scheint in ihrer etwas unbeholfenen Neogotik noch mehr den neumittelalterlichen Baulichkeiten in den Landschaftsgärten des Sentimentalismus und der Romantik verwandt als den späteren neugotischen Schöpfungen des Historismus im engeren Sinn.

Die zweitälteste und zugleich größte, prunkvollste und insgesamt bedeutendste neugotische Kirchenschöpfung im Land Bremen steht in

Bremerhaven: Die seit 1927 als »Bürgermeister-Smidt-Gedächtniskirche« bekannte, 1853–1855 nach Entwürfen des Bremer Architekten Simon Loschen erbaute »Große Kirche« (vgl. dazu den ausführlichen Beitrag von Georg Skalecki in »Denkmalpflege in Bremen« Heft 4, S. 8–14). Loschen schuf eine dreischiffige, sechsjochige, gewölbte Hallenkirche mit eingezogenem, polygonal geschlossenem Chor und reicher Gliederung. Der Gestaltungsaufwand kulminiert an der üppig instrumentierten Westfront mit dem Hauptturm, zwei niedrigen Seitentürmen, drei Portalen, großer Rosette, Wimpergen, Fialen und Maßwerk. Der erst 1870 vollendete 86 Meter hohe Westturm bestimmt das Stadtbild Bremerhavens als Wahrzeichen bis heute maßgeblich mit. Er ist mit seiner komplexen Gliederung, seinem reichen Bauschmuck und seiner vom Freiburger Münster entlehnten durchbrochenen Sandsteinspitze der bei Weitem aufwendigste Kirchturm des Historismus in Bremen. Er überstand den Zweiten Weltkrieg im Wesentlichen unversehrt, während der Hauptbau bis



Oberneulander Kirche

auf die Außenmauern zerstört wurde und mit seinem modernen einschiffigen Wiederaufbau die ehemalige Pracht des Inneren nicht mehr erahnen lässt. Insbesondere an den lebhaft und fantasievoll bewegten Giebeln und Brüstungen des Chors spielte Loschen die Möglichkeiten der Backsteinarchitektur voll aus, während er das Langhaus dazu mit strengen Fassaden kontrastieren ließ, die noch dem Klassizismus nahestanden.

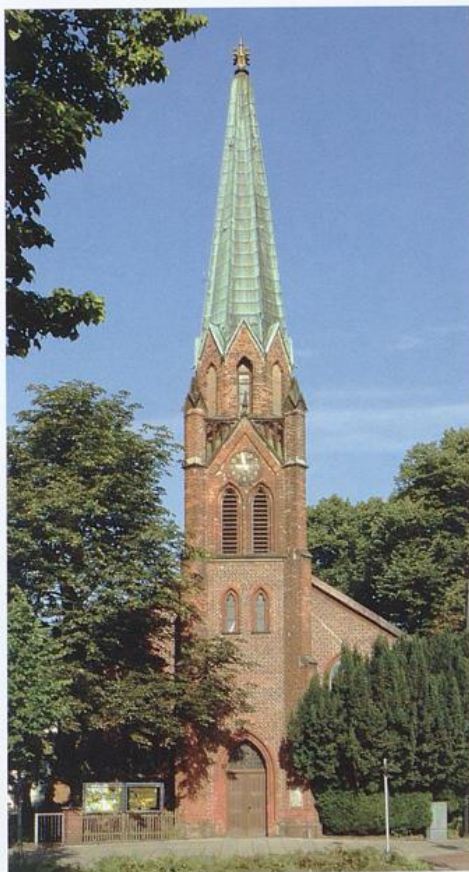
Die 1858–1860 errichtete neugotische Oberneulander Kirche hat einiges mit der wenige Jahre früher entstandenen Großen Kirche in Bremerhaven gemein: Sie zeigt noch deutlicher das Weiterwirken des Klassizismus, das sich hier stärker noch in einer gewissen Spröde des Entwurfs bemerkbar macht, und sie ist das Werk eines anderen sehr bekannten Bremer Baumeisters des 19. Jahrhunderts. Ihr Architekt war Heinrich Müller (1819–1890), der über Bremen hinaus durch den Bau der kriegszerstörten Börse am Markt bekannt geworden ist, der aber auch mit der ebenfalls im Zweiten Weltkrieg

untergegangenen zweiten St.-Remberti-Kirche (1871) Urheber eines weiteren wichtigen bremschen Kirchenbaus neugotischer Ausprägung war. Wie St. Georg in Huchting und die Moorlose Kirche ersetzte die Oberneulander Kirche eine mittelalterliche Dorfkirche. Sie ist eine relativ große, harmonische, mit gewölbtem Polygonchor versehene, etwas schematisch behandelte Saalkirche. Ihr schlanker, hoher, markanter Turm mit spitzem, die Feldmark weithin beherrschenden Pyramidendach wandelt seinen Querschnitt oberhalb des dritten Obergeschosses vom Quadrat zum Achteck. Seine Kanten werden von je zwei über Eck gestellten, mehrfach abgestuften Strebpfeilern betont, die unterhalb des Oktogons die Basis für jeweils einen weiterführenden Strebpfeiler abgeben. Die verhältnismäßig aufwendig gestaltete Turm- und Eingangsfront ist auf die Achse der Rockwinkeler Heerstraße ausgerichtet. Für diesen städtebaulichen Effekt musste auf die exakte Beibehaltung der Ostung der Vorgängerkirche verzichtet werden. Der mit einem spitzbogigen,

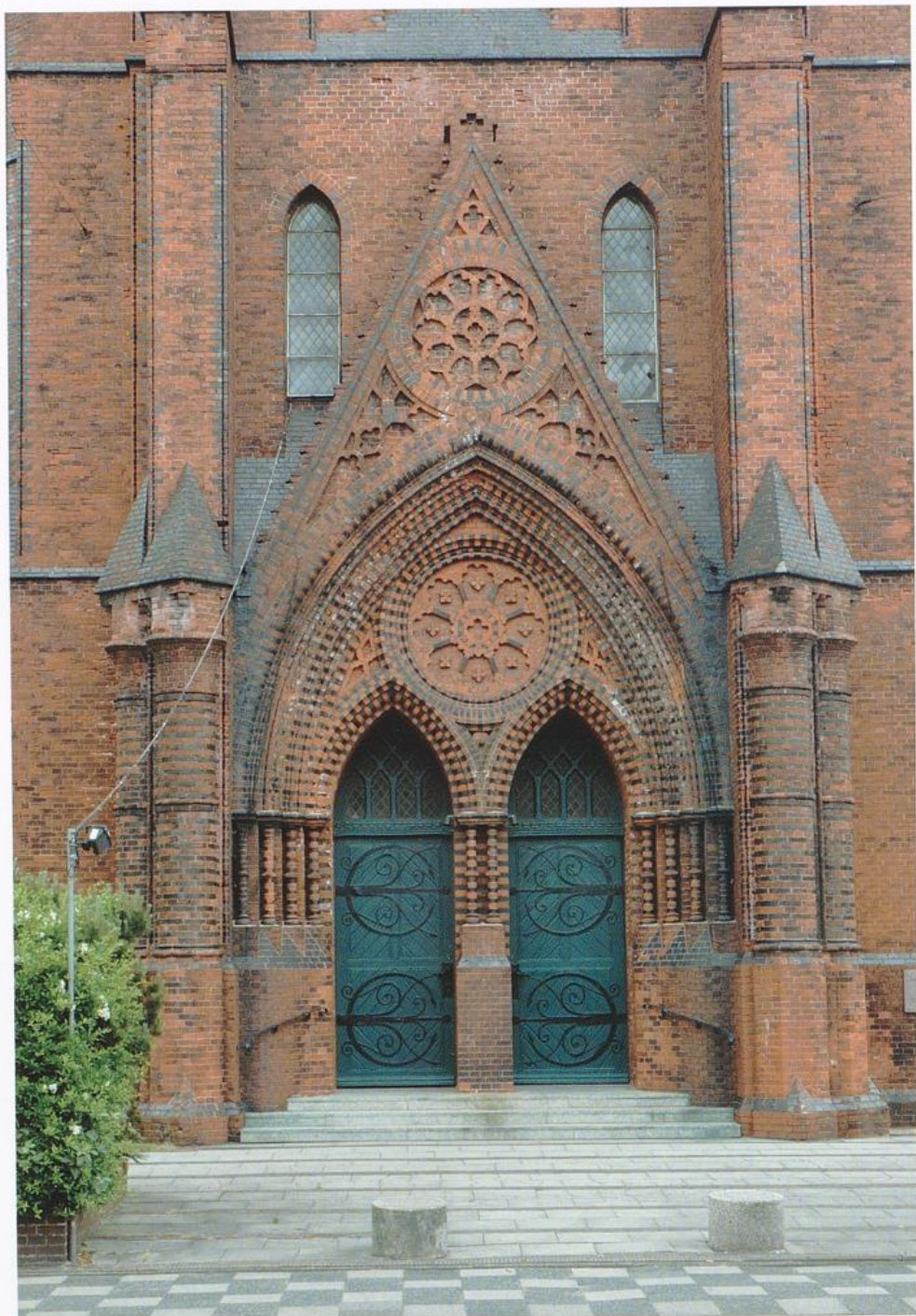
rosettengezierten Portal versehene Turm wird von zwei niedrigen Anbauten mit angeschifften Pultdächern flankiert, welche den Neigungswinkel des Hauptdaches aufnehmen. Spitzbogige Blendnischen zieren, wohl in Anlehnung an örtliche mittelalterliche Vorbilder (St. Johann, Unser Lieben Frauen, St. Martini) die Hauptgiebelfront oberhalb der beiden Anbauten. Die Seitenfronten des Kirchenschiffes zeigen große spitzbogige Sandstein-Maßwerkfenster zwischen Strebpfeilern. Lange vor der Huchtinger St.-Georg-Kirche lässt auch die Oberneulander Kirche schon ein mehr städtisches Gepräge in einer sich wandelnden dörflichen Umgebung erkennen. Ihr Äußeres blieb bis auf die »bereinigende« Entfernung von Fial- und Kreuzblumenaufsätzen im Zuge einer Renovierung von 1937 und den Ersatz des Schieferdaches durch eine Hohlpannendeckung im Wesentlichen unverändert. Der Innenraum besitzt mit seinem beherrschenden neugotischen Chorbogen, der flachen Holzdecke über dem Hauptraum und der dreiseitigen Empore noch die alte Grunddisposition, ist ansonsten aber stark modifiziert.

Nur wenig später entstand die Hastedter Kirche. Sie wurde im Jahr 1862 nach Entwürfen des Architekten Wilhelm Weyhe aus Bremen in bemerkenswert kurzer Bauzeit von nur vier Monaten vollendet. Ihre Erbauung geht auf die Initiative von zwei Kirchbauvereinen zurück, die sich zur Behebung der schlechten kirchlichen Versorgung Hastedts im selben Jahr erst gegründet hatten und sich den Bau eines Gotteshauses, die Einrichtung einer Pastorenstelle und die Erlangung der gemeindlichen Eigenständigkeit zum Ziel gesetzt hatten. Während die ersten beiden Ziele dank großzügiger Spenden binnen Jahresfrist erreicht wurden, verzögerte sich die Loslösung von der widerstrebenden Muttergemeinde St. Remberti, zu der Hastedt seit 1596 gehört hatte, noch bis 1868. Seit 1803 war das zuvor hannoversche Hastedt bereits Teil des bremischen Landgebiets, 1902 sollte die Eingemeindung in das Stadtgebiet Bremens erfolgen. Die Hastedter Kirche steht als einschiffiger, fünfjochiger Bau mit Polygonchor, Strebpfeilern, schmalen Spitzbogenfenstern und qua-

dratischem Turm vor uns. Der Turm gipfelt in einer schlanken Pyramide über achteckigem Unterbau. Die Hastedter Kirche vertrat fast idealtypisch die Bauform der kleinen neugotischen Backsteinkirche der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Pilaster-Pfeiler-Paare deuteten im Inneren eine verkümmerte Dreischiffigkeit an, die Decke war eine sichtbare Holzkonstruktion. Die kleine Kirche entsprach mit Ausnahme der aus städtebaulichen Gründen fehlenden Ostung in fast allen Punkten den Vorschriften des ein Jahr vor Baubeginn von den evangelischen Landeskirchen verabschiedeten Kirchenbaureglements für neu zu erbauende Kirchen, des sogenannten »Eisenacher Regulativs« von 1861. Sie gehört somit zu den frühesten auf diesem



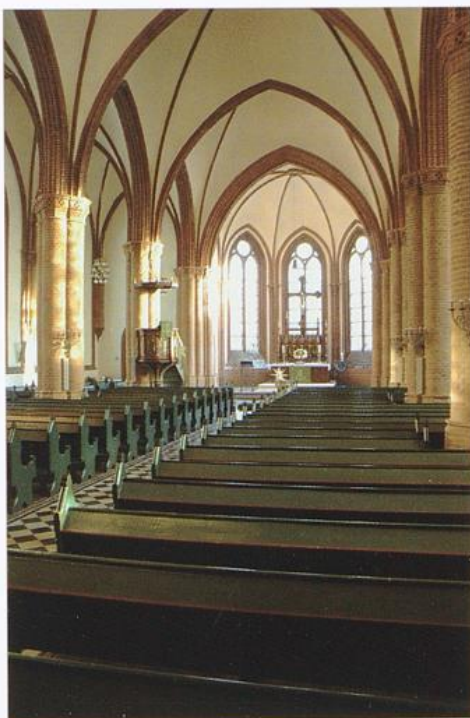
Kirche Alt-Hastedt



Christuskirche Geestemünde, Portal

Regelwerk basierenden Kirchen. Das Eisenacher Regulativ ist grundrißmäßig von einer zeittypischen romantischen Verklärung des Mittelalters und einer patriotisch gefärbten Vorliebe für den damals noch fälschlich als »deutsch« beanspruchten Baustil der Gotik, neben dem nur die anderen »geschichtlich entwickelten christlichen Baustile«, die altchristliche Basilika und die Romanik, als akzeptabel galten. De facto strebte das Programm im Grunde die Wiedereinordnung des evangelischen Kirchenbaus in die vorreformatorische Bautradition an. Wesentliche Grundsätze, die in Hastedt umgesetzt wurden, waren unter anderem: Bevorzugung des gotischen Baustils, langrechteckiges Schiff mit Chor, Turm mit Orientierung zur Mittelachse des Schiffes, Erschließung durch Portal in Turmmitte und Mittelgang, erhöhter Chor, Position der Kanzel am Triumphbogen, rückwärtige Orgelempore, Materialgerechtigkeit.

Ähnlich eng am Eisenacher Regulativ orientiert sich die 1872–1875 erbaute Christuskirche im heutigen Bremerhavener Stadtteil Geestemünde. Kein Wunder, war sie doch das Werk eines Mitverfassers der Eisenacher Vorschriften, nämlich von Conrad Wilhelm Hase (1818–1902), dem bekanntesten Architekten der Backstein-Neugotik in Norddeutschland, Königlichem Baurat, Konsistorialbaumeister, Professor am Polytechnikum in Hannover und Spiritus Rector der »Hannoverschen Schule«. Der Bau der sehr stattlichen Kirche in Geestemünde war sichtbarer Ausdruck des raschen Wachstums des aufstrebenden preußischen, vormals hannoverschen Hafenortes in der Nähe Bremerhavens, der sich bei der ländlichen Siedlung Geestendorf seit den 1840er Jahren entwickelt hatte. Hase erhielt zusätzlich den Auftrag für die grundlegende Erneuerung (1872–75) der kleinen mittelalterlichen Marienkirche in Geestendorf. Sie hatte zunächst als gemeinsames Gotteshaus für Geestemünde und Geestendorf gedient; ihre räumliche Unzulänglichkeit hatte jedoch dann bald den Bau der neuen Christuskirche notwendig gemacht. Diese präsentiert sich als eine im guten Sinne konventionelle, fünfjochige, dreischiffige neugotische Hallen-



Christuskirche Geestemünde, Inneres

kirche mit Kreuzrippengewölbe, Polygonchor und quadratischem Westturm in Anlehnung an frühgotische Formen. Speziell der aufwendige, 60 Meter hohe Turm mit seinen vier über den Strebebögen aufragenden, den Helmfuß umgebenden Ecktürmchen und den zwischen ihnen postierten spitzgiebeligen Wimpergen weist deutliche Parallelen zur Elisabethkirche in Marburg auf, dem von Hase sehr geschätzten Musterbau der deutschen Frühgotik. Er scheint die Konkurrenz zum Turm der Großen Kirche in Bremerhaven zu suchen. Anders als bei den meisten anderen bremischen neugotischen Hallenkirchen besitzen die niedrigeren Seitenschiffe durch ihre beträchtliche Breite eine hohe Raumqualität, was dem Kircheninneren den Charakter von großzügiger Weite verleiht. Mächtige Backstein-Bündelpfeiler mit kleeblattförmigem Grundriß und das gleichmäßige Muster der Gewölbegurte und -rippen aus Formsteinen im Wechsel mit den hell geputzten Wand- und

Gewölbeflächen prägen zusammen mit dem diagonal verlegten Schachbrettmuster des Fliesenbodens den heutigen Raumeindruck. Hervorzuheben ist der hohe Anteil an erhaltener bauzeitlicher Ausstattung, darunter das Gestühl und die Hauptstücke, Kanzel, Altar und Taufstein. Dass der Grundentwurf für Kanzel und Altar wie in anderen Fällen auf Hase persönlich zurückgeht, ist nicht überliefert, aber sehr gut möglich. Beim Bau neugotischer Kirchen im heutigen Gebiet des Landes Bremen taten sich später neben Hase auch vier seiner Schüler hervor: Eduard Wendebourg mit der Leher Pauluskirche, Karl Börgemann mit der lutherischen Kirche in Hemelingen, Johannes Vollmer mit der reformierten Kirche in Blumenthal und Karl Mohrmann mit der lutherischen Kirche in Blumenthal.

Die nun folgende Gruppe von drei Kirchen hat zum gemeinsamen Merkmal, dass ihre Architekten noch während der Ära des Eisenacher Regulativs nach Lösungen suchten, welche die dort vorgegebene, für den protestantischen Predigtgottesdienst jedoch eigentlich ungünstige Bevorzugung des langrechteckigen Grundrisses in Richtung Zentralraum abzumildern suchten, ohne bereits am Außenbau sichtbar den Langhauskirchencharakter prinzipiell infrage zu stellen. Zwar hatte das Eisenacher Regulativ schon in seiner ersten Redaktion Zentralräume oktogonaler Ausprägung ausdrücklich nicht ausgeschlossen. Auch hatte sich sein prominentester Mitautor Friedrich August Stüler (Berlin) unter dem Druck der gegen die einengende Anleitung des Regulativs protestierenden Architektenschaft für Preußen zu baldiger Nachbesserung der strikten Regeln veranlasst gesehen, indem er nun auch das gleicharmige Kreuz, das Kreuz mit angehängtem Langhaus und Zentralräume beliebiger Form zuließ. Letztlich darf man auch die bindende Wirkung des Regulativs nicht – wie oft geschehen – überschätzen. Dennoch wirkte dessen frühere Festlegung auf die zu bevorzugende Langhauskirche mit kürzerem Querhaus noch lange nach. Dies zeigt der Charakter der drei folgenden Beispiele als gleichsam »getarnte« Zentralraumkirchen.

Die Jakobikirche in der Bremer Neustadt wurde 1875–1876 nach Plänen des Bremer Architekten Johannes Rippe erbaut. Im Grunde handelte es sich um eine Variante der von Simon Loschen geplanten und bereits 1867 von Rippe ausgeführten Friedenskirche in der Humboldtstraße. Als eine der wenigen Kirchen des Historismus in Bremen steht die Friedenskirche aufgrund ihrer sehr tief greifenden äußeren und inneren Veränderungen nicht unter Denkmalschutz. Ihr fehlt heute der den Zentralbaucharakter betonende Vierungsturm über den gleich langen, kurzen und breiten, einem Quadrat ebeschriebenen Kreuzarmen. Der Dachreiter der Friedenskirche und ihre eine niedrige Vorhalle flankierenden, kurzen Türmchen an der Straßenfront sind bei St. Jakobi durch einen kräftigen quadratischen Turm ersetzt: Er gibt der Kirche eine deutlichere Richtung und vermag im Vergleich zur Friedenskirche die Zentralbaueigenschaft äußerlich besser zu verschleiern. Den Hauptbaukörper der Jakobi-Kirche bildet ein exakt quadratischer Kubus mit einem Pyramidendach. Das »Langhaus« und die »Seitenschiffe« bestehen eigentlich nur aus Zwerchhäusern mit niedrigerem Satteldach. An den Kubus sind der Turm und der kurze, breite, gerade geschlossene Chor angefügt.

Die 1879 fertiggestellte reformierte Kirche im seinerzeit preußischen, erst 1939 Bremen zugeschlagenen Blumenthal hat im Inneren im Wesentlichen ebenfalls eine zentralraumartige Wirkung, wenn auch das Äußere im Gegensatz zu St. Jakobi eindeutig Langhauscharakter zeigt. Das überwölbte breite Mittelschiff, flankiert von verkümmerten Seitenschiffen, und das extrem kurze, aber breite Querhaus mit entsprechend aufgeweitetem Vierungsbereich bewirken diesen Effekt. Die reduziert gotisierende Emporenkirche entstand nach einem Entwurf von Johannes Vollmer (1845–1920) als eines seiner frühesten Kirchenbauprojekte. Seine Beauftragung hatte sich aus einem zuvor durchgeführten Wettbewerb ergeben. Vollmer, ein weiterer Hase-Schüler, war an der Technischen Hochschule Charlottenburg Assistent von Johannes Otzen, einem der einflussreichsten deutschen



St. Jakobi, Neustadt



Reformierte Kirche Blumenthal

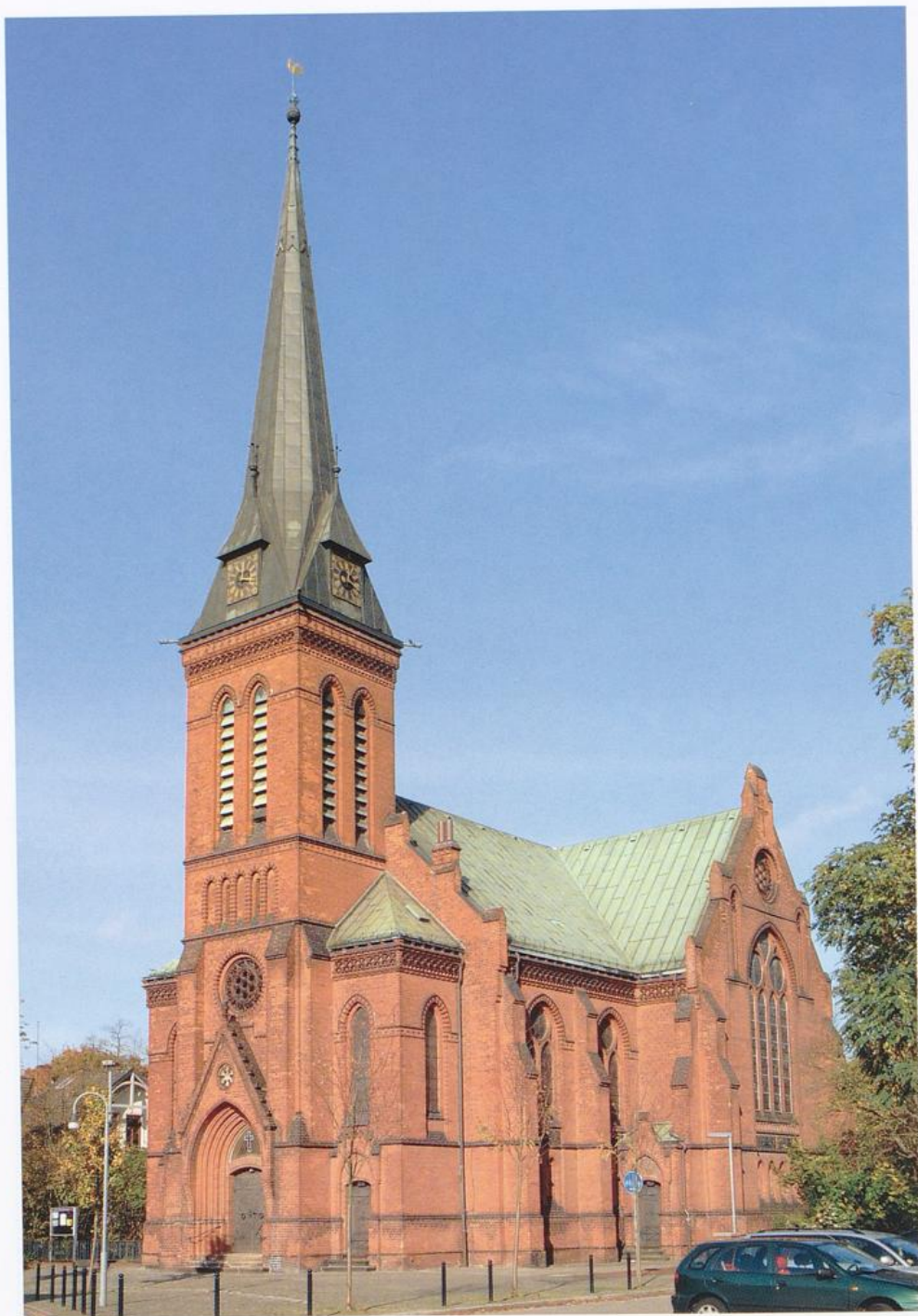


Reformierte Kirche Blumenthal, Inneres

Kirchenbaumeister der wilhelminischen Epoche. Der schon erwähnte Bremer Architekt Heinrich Müller spielte hier nur die Rolle eines Bauleiters, obwohl er Hausarchitekt des Reeders Christian Heinrich Wätjen war, der den Bau der Kirche nahezu vollständig aus seiner Privatschatulle finanzierte. Die Kirche war so konzipiert, dass sie dem gegenüberliegenden Landsitz des Reeders, Wätjens Park, mit ihrem monumentalen Südwestturm als bildwirksame Staffage dienen konnte.

Auch die 1888–1890 erbaute lutherische Kirche in Hemelingen verdankte ihre Entstehung zu großen Teilen dem Mäzenatentum eines örtlichen Unternehmens, der Silberwarenfabrik Wilkens. Hemelingen, wie Blumenthal eine industriell geprägte, aufstrebende preußische Umlandgemeinde, gehört ebenfalls erst seit 1939 zum Bremer Staatsgebiet. Die zentralraumartige Wirkung wird ganz ähnlich erzeugt wie in

Blumenthal: Ein breites einschiffiges Langhaus mit drei kurzen Jochen wird von einem breiten, aber kurzen Querhaus mit mächtigen vierbahnigen Spitzbogenfenstern an den Giebeln so gekreuzt, dass sich ein weiter, lichter, quadratischer Vierungsbereich ergibt. Der polygonal geschlossene Chor besitzt nur geringe Tiefe. Die so erzeugte »geschlossene Grundrißform« entsprach einem Wunsch des Kirchbauvereins, der von Friedrich Wilhelm Wilkens und dem Oberlehrer Brinkmann ins Leben gerufen worden war. Mit der Planung der Kirche betraute man den Hannoveraner Baumeister Karl Börgemann. Börgemann hatte bei Hase in Hannover studiert und war von 1875 bis 1883 Mitarbeiter in dessen Atelier. Die Hemelinger Kirche gehört zu seinen Hauptwerken. Es entstand ein Bau »im gotischen Style hannoverscher Schule«, »...in roten Ziegeln, unter Verwendung von Formsteinen und Glasuren und Belebung der



Lutherische Kirche Hemelingen

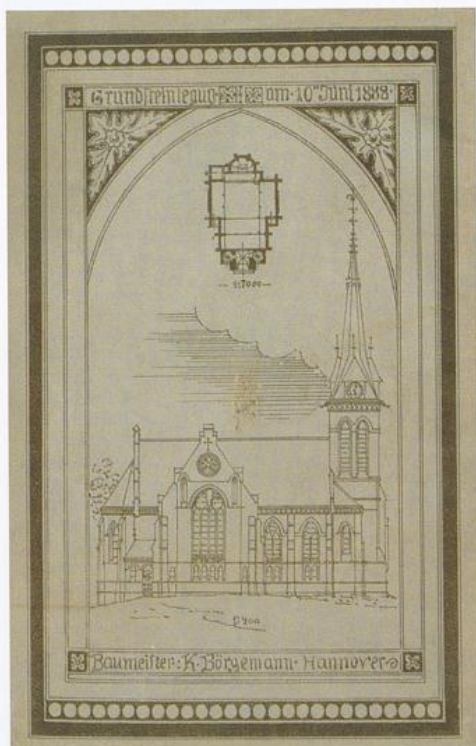
Bauteile durch plastische Frieze, aus Handsteinen ausgeführt«. (Börgemann) Den Straßenprospekt formiert ein ortsbildprägender rechteckiger Turm mit hohem Glockengeschoss und schlanker, ins Achteck übergehender Spitze, der von zwei niedrigen Treppentürmen flankiert wird. In der sparsamen Ornamentik und der Betonung der flächenhaften Wirkung des Mauerwerks erweist sich die Hemelinger Kirche als eine typische Schöpfung der späten Hannoverschen Schule. Sie nimmt unter den im Inneren meist stark reduzierten neugotischen Kirchen Bremens durch ihre gut erhaltene, qualitätvolle bauzeitliche Ausstattung samt Gestühl, Kanzel und Altar eine Sonderstellung ein. Dazu zählt auch der wundervolle, ursprünglich mit Gas betriebene, filigrane, große schmiedeeiserne Radleuchter in der Vierung. Seine aufwendigen geätzten, damals aus Frankreich importierten



Lutherische Kirche Hemelingen, Radleuchter

Glasaufsätze, die schon früh der Elektrifizierung zum Opfer gefallen waren, konnten 2003 nach dem Vorbild einiger erhaltener Originale in einem Ausbildungsprojekt der Glasfachschule Zwiesel nachgefertigt werden. An der sichtbaren hölzernen Deckenkonstruktion sind noch Reste der ursprünglichen ornamentalen Bemalung zu sehen.

Mit dem Jahr 1891 gewann das Unbehagen innerhalb der evangelischen Kirche und der Architektenschaft am Eisenacher Regulativ, dreißig Jahre nach dessen Verkündung, programmatische Gestalt: In diesem Jahr formulierten der erfolgreiche Kirchenbaumeister und Hase-Schüler Johannes Otzen und der Wiesbadener Pfarrer Emil Veesenmeyer anlässlich der Konzeption der folgenreichen Wiesbadener Ringkirche das »Wiesbadener Programm«. In vier knappen, aber gewichtigen Thesen wurde, liturgisch, spirituell und funktional begründet, eine radikale Gegenposition zum Eisenacher Regulativ formuliert. Die Kirche sollte zum Ersten primär Versammlungsort der Gemeinde, nicht Gotteshaus im katholischen Sinne sein. Zum Zweiten sollte sich das allgemeine Priestertum der Gemeinde in der Einheitlichkeit des Raumes spiegeln; eine Spaltung in mehrere Schiffe sowie zwischen Schiff und Chor wurde daher abgelehnt. Drittens sollte sich die Feier des Abendmahls nicht in einem abgesonderten



Lutherische Kirche Hemelingen, Festschrift zur Einweihung 1890, Rücktitel



St. Paulus, Bremerhaven-Lehe

(Chor-) Raum, sondern inmitten der Gemeinde mit entsprechender Position des Altars vollziehen. Viertens sollte die Kanzel als Ort der Verkündigung mit dem Altar gleichwertig behandelt werden; gefordert wurde die Konzentration von Kanzel, Altar, Orgel und Sängerbühne im Angesicht der Gemeinde.

Unter den nach 1891 neu errichteten protestantischen Kirchen im heutigen Bundesland Bremen gibt es keine einzige, die dem Wiesbadener Programm vollständig entspricht. Es blieb im Grunde bei zentralraumartigen Lösungen unter Beibehaltung von Chor und äußerem Langhauscharakter, wie wir sie schon während der Phase der Dominanz des Eisenacher Regulativs beobachtet haben. An erster Stelle ist hier die von dem Hase-Schüler Eduard Wendebourg (1857–1940) 1902–1905 errichtete Pauluskirche im damals noch preußischen, erst 1947 Bremerhaven zugeschlagenen Lehe zu nennen. Trotz traditioneller Orgel-Westempore und Beibehaltung des Kanzelstandorts seitlich von dem im Chorraum untergebrachten Altar ist bei der kreuzförmigen, gewölbten Kirche eine sehr starke Tendenz zur Zentralraumwirkung festzustellen, die durch mehrere Mittel bewerkstelligt wird: zunächst durch die relativ geringe Länge des Langhauses im Verhältnis zur Breite, unterstützt noch durch die Verkümmern der Pseudo-Seitenschiffe zu sehr schmalen, die Wandpfeiler durchbrechenden Gängen, weiterhin durch das sehr breite und kurze Querhaus und schließlich insbesondere durch die polygonal zurückspringenden Querhausermporen. Im Vierungsbereich entsteht so ein sehr großer stützenfreier und somit freie Sicht auf Altar und Kanzel gewährender, zentrierter Raum, insgesamt eine geschickte und überzeugende Komposition. Das Äußere zeigt eine Anlehnung an frühgotische Formen und ist eingedenk der Entstehungszeit als eher konservativ zu bezeichnen. Der 75 Meter hohe Westturm besitzt eine reiche und harmonische Gliederung unter ausgiebiger Verwendung von Formsteinen, teils farbig glasiert, und Putzflächen. Die Kirche weist konzeptionelle und gestalterische Verwandtschaft mit einigen früheren Kirchenbauten von Johan-



*St. Paulus, Bremerhaven-Lehe,
Querhausermpore*

nes Otzen auf, so zum Beispiel mit der Christuskirche in Hamburg-Eimsbüttel oder der St.-Gertrud-Kirche in Hamburg-Uhlenhorst, beide aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Turmfront beweist ebenfalls große Nähe zu Otzen, so zu den Einturmfronten der genannten Hamburger Beispiele und zu St. Johannes in Altona, besonders aber zur Heilandkirche in Leipzig-Plagwitz (1886–1888).

Sehr viel moderner in ihrer ganzen Art ist die St.-Michael-Kirche in Grohn (1906–1908), einem damals noch zum preußischen Amt Blumenthal zählenden, 1939 nach Bremen eingemeindeten Ort dörflicher Herkunft. Die Zentralraumidee wird zwar auch hier nicht konsequent zu Ende geführt, doch wird sie erstmals im Raum Bremen auch am Außenbau durch einen dominanten Vierungsturm geradezu demonstrativ sichtbar gemacht. Der bekannte Kirchenbaumeister Karl Mohrmann (1857–1927),



St. Michael, Grohn



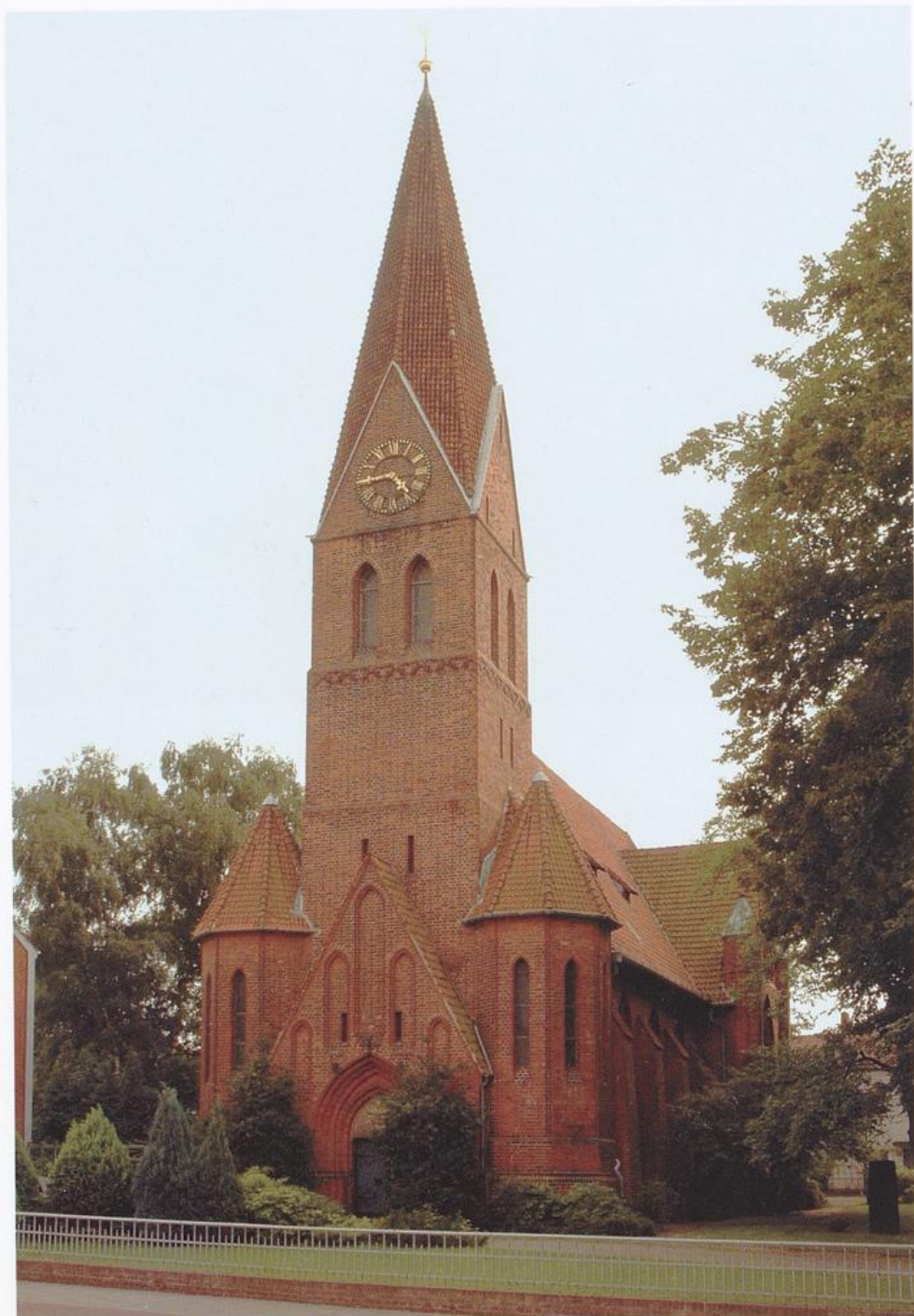
St. Michael, Grohn, Inneres

Schüler und Amtsnachfolger von Conrad Wilhelm Hase am Polytechnikum in Hannover, schuf einen sehr originellen kreuzförmigen Zentralbau in freien, archaisierenden neoromanischen Formen mit stark reduziertem basilikalen Langhaus. Der Bau löst sich durch seine sehr freie Anverwandlung historischer Formen und die Nähe zu Reformarchitektur und Jugendstil bereits deutlich vom Historismus. Er ist im Betrachtungszeitraum in unserer Region die einzige Kirche in Bruchsteinmauerwerk. Das Innere wird bestimmt von der von Karl Bohlmann, Hannover, geschaffenen qualitätvollen und vollständig erhaltenen Ausmalung. Für die gobelinartige Ornamentstruktur der Wände griff Bohlmann auf die von Mohrmann in dessen gleichnamigem Tafelwerk propagierte »germanische Frühkunst« mit Haken- und Flechtwerkmotivik zurück. Besonders bemerkenswert ist die nahezu vollständig erhaltene Ausstattung

der Kirche, die neben der Ausmalung unter anderem Altar, Kanzel, Gestühl, die Buntglasfenster des Bremer Glaskünstlers Georg Carl Rohde, originale Türen und sogar die originale Vorgarteneinfriedung umfasst.

Anschaungsstücke für die »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« sind im Vergleich zu dieser fortschrittlichsten Kirche innerhalb unseres Überblicks die Christuskirche in Bremen-Woltmershausen (1904–1906) und die etwas frühere St.-Godehard-Kirche in Hemelingen (1900). Beide waren zum Zeitpunkt ihrer Entstehung fast schon verspätete Vertreter einer sehr konservativen und konventionellen Bauweise.

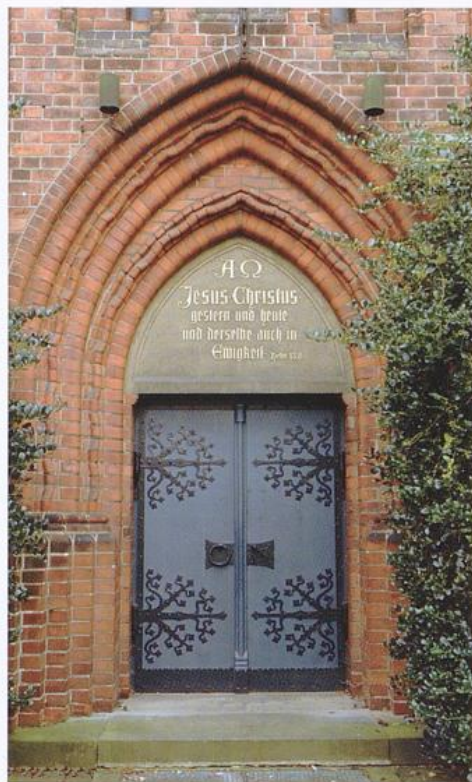
Die Erbauung der Woltmershauser Christuskirche spiegelte den Wandel des ländlich geprägten Vorortes zur einwohnerstarken bremischen Handwerker- und Arbeitervorstadt. 1902 hatte sich Woltmershausen als selbstständige Kirchengemeinde von der kirchlichen Zugehörigkeit



Christuskirche Woltmershausen

zu Rablinghausen emanzipiert. Den Wunsch der neuen Gemeinde nach einem »würdigen und anheimelnden Kirchlein« erfüllte die Bremer Architektengemeinschaft Abbehusen & Blendermann durch einen Ziegelrohbau »in nordischer Backsteingotik«. Er war »im mittelalterlichen Sinne aus Klosterformatsteinen mit weißer Ausfugung« errichtet (Pastor Pröhl 1906). Der Bau stand noch immer in der Tradition der Hannoverschen Schule, wenn auch, und dies wohl nicht nur aus finanziellen Gründen, mit einem insgesamt stark vereinfachten Formenapparat. Im Zurückdrängen des Fassadenschmucks und einer komplexen Gliederung zugunsten einer klaren, flächigen, monumentalen Formsprache ist die Christuskirche der 1886–1890 von dem Hase-Schüler Christoph Hehl erbauten katholischen Pfarrkirche St. Marien in Hannover eng verwandt, der sie als dreischiffige, dreijochige Hallenkirche mit einjochigen breiten Querhausarmen, einjochigem, polygonal geschlossenem Chor, Strebebfeilern und mächtigem, in das Schiff zurückgezogenem rechteckigen Turm mit hoher Spitze auch im Bautyp weitgehend entspricht. Im Inneren wird mit ganz ähnlichen Mitteln wie bei St. Paulus in Lehe, der reformierten Kirche in Blumenthal und der evangelischen Kirche in Hemelingen eine zentralraumartige Wirkung erzeugt. Das besonders große und im Vergleich zu den übrigen Fenstern reich gegliederte fünfbahnige Maßwerksfenster des Querhauses deutet diese Disposition schon am Außenbau an. Dass Abbehusen und Blendermann auch zu wesentlich moderneren Lösungen im Kirchenbau fähig waren, hatten die jungen Architekten mit der 1905 vollendeten reformierten Kirche in Farge nachgewiesen. Die konservative Gestaltung und die Namensgebung der Christuskirche hingen mit der Zielsetzung zusammen, in der sozial und kirchlich nicht gefestigten Arbeitervorstadt den Menschen eine »klassische« Kirche zu bieten, »eine feste Burg, die Halt und Heimat gab« (Festschrift der Gemeinde 2006).

Die 1900 unter dem ursprünglichen Patrozinium des Hl. Joseph erbaute, erst 1970 durch ihren Wechsel von der Diözese Hildesheim



Christuskirche Woltmershausen, Portal

zum Bistum Osnabrück unter ihrem jetzigen Namen bekannte katholische St.-Godehard-Kirche in Hemelingen (vgl. auch Abb. S. 14) entstand nach Plänen der Bremer Architektengemeinschaft Wellermann & Frölich. Als einziger bekannter Kirchenentwurf in ihrem Œuvre spielt sie eine Sonderrolle. Wellermann & Frölich hatten sich vor allem als Architekten von großbürgerlichen Wohnhäusern einen Namen gemacht. Sie lehnten sich bei der Konzeption der St.-Godehard-Kirche eng an die im Zweiten Weltkrieg zerstörte St.-Marien-Kirche im Bremer Westen an, die sie nach Entwürfen des Hildesheimer Dombaumeisters Rudolf Herzig lediglich ausgeführt hatten. St. Godehard ist eine gewölbte, dreischiffige neoromanische Backsteinbasilika rheinischer Prägung mit fünf Langhausjochen und einem quadratischen Chor mit halbrunder Apsis. Der vorangestellte qua-

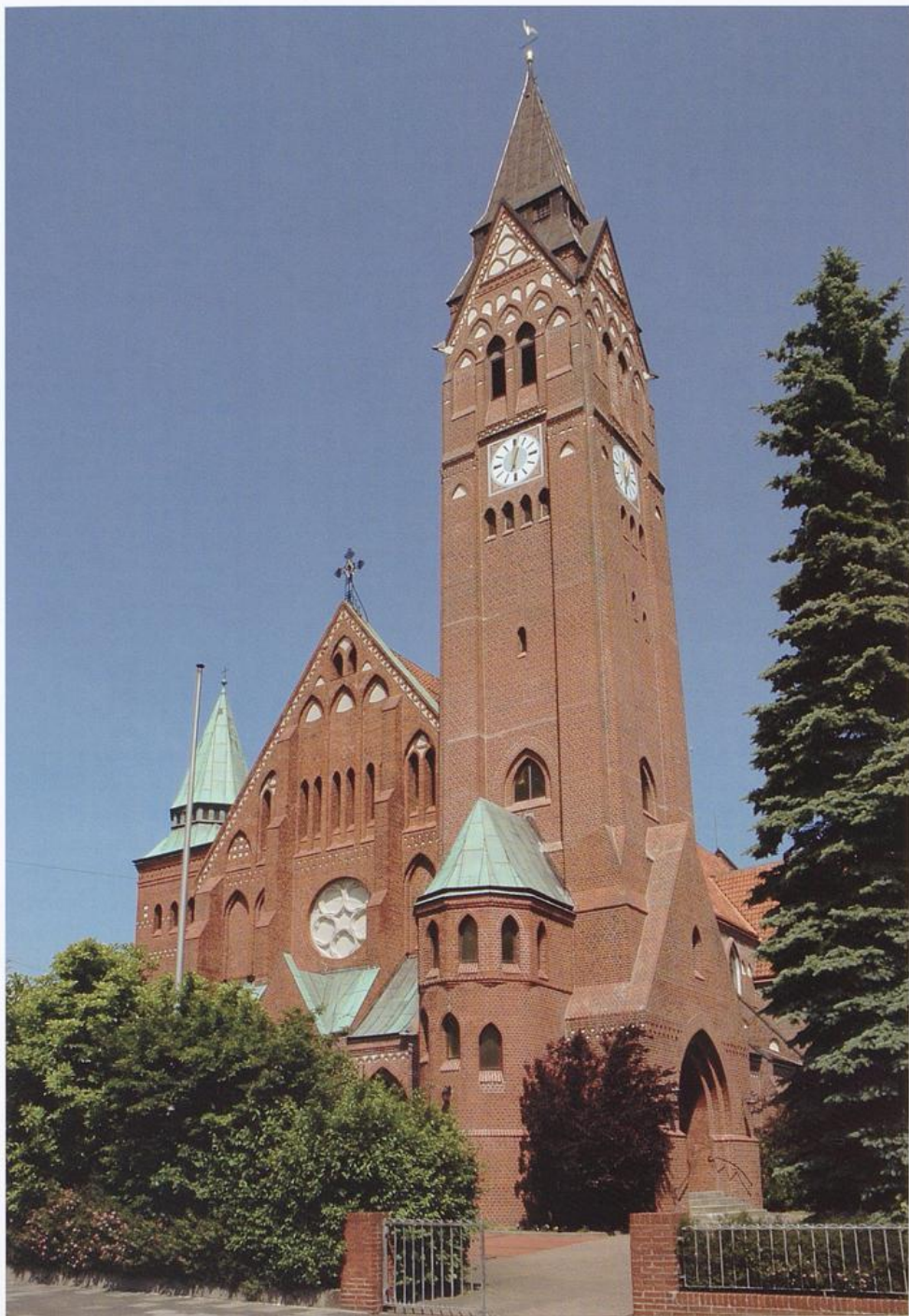


St. Godehard, Hemelingen

dratische Turm mit Rautendach wird von zwei niedrigen Seitentürmen flankiert. Das Innere wird heute dominiert vom lebhaften Kontrast zwischen dem roten Backsteinmauerwerk der tragenden und gliedernden Elemente und den weiß verputzten Wand- und Deckenflächen. Der Raumeindruck ist harmonisch und streng. Ursprünglich bestimmte ihn die tektonische Gli-

derung jedoch nicht allein, da Wand- und Deckenflächen mit Malereien geschmückt waren.

Der Grohner St.-Michael-Kirche in ihrer Modernität vergleichbar ist eine andere katholische Kirche unserer Region: Die 1910–1911 errichtete späthistoristische Herz-Jesu-Kirche in Lehe (vgl. »Denkmalpflege in Bremen« Heft 2, S. 68–71), die unseren Rundgang als spätestes



Herz-Jesu-Kirche, Bremerhaven-Lehe



St. Jakobi, Neustadt, hölzerne Deckenkonstruktion

Beispiel beschließt. Der Bau des Hannoveraner Architekten Maximilian Jagielski (1876–1911) ist ein gutes Exempel für die »Weiterbildung der mittelalterlichen Formen und ihre Anpassung an die neuern Aufgaben des Kichengebäudes«, die Hermann August Waldner in seinem programmatischen Artikel »Entwicklung neuer Formen im Kirchenbau« 1911 in der »Deutschen Bauhütte« in Abkehr von »peinlichster und ängstlichster Nachahmung mittelalterlich-mystischer Stimmungsmalerei« gefordert hatte, wobei ihm Jagielskis Kirchen als positive Bezugspunkte gedient hatten.

In den 1970er Jahren erfuhr die Herz-Jesu-Kirche in ihrem Inneren tief greifende Veränderungen, die dem historischen Bestand aus heutiger Sicht teilweise ohne Not große Verluste zufügten. Sie wurden ausgelöst durch den spirituellen Erneuerungseifer im Gefolge der Liturgiereformen des II. Vatikanischen Konzils, gingen aber deutlich über das hinaus, was zur Umsetzung der Reformen nötig war. Generell

waren in beiden großen Konfessionen liturgische Neuerungsbestrebungen und ein Unbehagen an Kirchenräumen des Historismus Gründe für deren Bereinigung, soweit diese den Zweiten Weltkrieg partiell oder vollständig überstanden hatten. Dabei wurden sie oft in ihrem künstlerischen Wert nicht respektiert, als zu überladen und zu dunkel empfunden. Sie standen einem neuen Bedürfnis nach Askese, Konzentration, Helligkeit und Klarheit im Wege, auch dem Willen zur Modernität und zur Anpassung an einen tatsächlichen oder vermeintlichen gesellschaftlichen Wandel. Impulse des modernen Kirchenbaus setzten die historistischen Kirchenräume einem zusätzlichen Veränderungsdruck aus. Auch in Bremen fielen öfter Teile historistischer Kirchenraumschöpfungen diesen Tendenzen zum Opfer.

Die Zeiten mangelnder Wertschätzung sind aber mittlerweile vorbei und es mehren sich die Beispiele für die Rückgewinnung von Kirchenraumelementen des Historismus und des frü-

hen 20. Jahrhunderts in Bremen. Dazu zählen etwa die noch in den 1970er Jahren im Konflikt mit der Denkmalpflege von der Kirchengemeinde abgelehnte, vor Kurzem im besten Einvernehmen restauratorisch freigelegte Ausmalung der Aumunder Kirche (vgl. den Beitrag von Georg Skalecki in diesem Heft) und die im Jahr 2000 freigelegte und überarbeitete ornamentale Fassung der Holzdecke in St. Jakobi.

Literaturauswahl

- 1879–1979. 100 Jahre St. Georgs-Kirche. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Kirche in Kirchhuchting, Bremen 1979
- Jörn Bahns, Johannes Otzen 1839–1911, München 1971
- Klaus Balz, 75 Jahre St. Michael Bremen-Grohn. Rückblicke – Einblicke, o. O. u. J. (Bremen um 1963)
- Klaus Balz, Volle 100. Die Geschichte St. Michaels in Bremen-Grohn
- Karl Börgemann, Beschreibung der Kirche zu Hemelingen, in Visbeck 1890 (s.u.), S. 26 ff.
- Friedrich Burger, St. Jacobi in Bremen, o. O. u. J. (Bremen um 1962)
- 125 Jahre Friedenskirche zu Bremen, o. O. u. J. (Bremen 1994)
- 125 Jahre Hastedter Kirche, hg. v. d. Alt-Hastedter Kirchengemeinde, o. O. u. J. (Bremen 1987)
- Festschrift 100 Jahre Christuskirche Woltmershausen 1906–2006, Bremen 2006
- 75 Jahre Christuskirche Woltmershausen, Bremen: Selbstverlag der Gemeinde, 1981
- 75 Jahre Pauluskirche, Bremerhaven 1980
- Klaus Heitmann, Von Abraham bis Zion. Die Bremische Evangelische Kirche, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, Bremen 2000
- 1905–2005 Pauluskirche (Festschrift der Gemeinde z. 100-jährigen Bestehen der Kirche 1911–1986. 75 Jahre Herz-Jesu-Kirche in Bremerhaven-Lehe, Bremerhaven o. J. (1986)
- Hans Reuther, Die Sakralbauten von Christoph Hehl, München u. Berlin 1969
- Heinrich Riege, Geschichte und Beschreibung der Pauluskirche zu Lehe, Lehe 1906
- Theodor Sachau, Die Geschichte des Gotteshauses der Vereinigten evangelisch-lutherischen und reformierten Gemeinde zu Bremerhaven unter besonderer Berücksichtigung seiner baugeschichtlichen Entwicklung, Bremerhaven 1931
- Kurd Schulz, 100 Jahre Friedenskirche zu Bremen, Bremen 1969
- Kurd Schulz, 100 Jahre Hastedter Kirche, Bremen 1962
- 60 Jahre Friedenskirche Bremen 1869–1929, o. O. u. J. (Bremen 1929)
- Eva Maria Seng, Der evangelische Kirchenbau im 19. Jahrhundert: Die Eisenacher Bewegung und der Architekt Christian Friedrich von Leins, Tübingen 1995
- Rudolf Stein, Das alte Büren, Bremen 1957
- Rudolf Stein, Dorfkirchen und Bauernhäuser im Bremer Lande, Bremen 1967 (= Rudolf Stein, Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 6)
- Rudolf Stein, Klassizismus und Romantik in der Baukunst Bremens, 2 Bde. Bremen 1964 u. 1965 (= Rudolf Stein, Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 4 u. 5)
- Wilhelm Tacke, Fremde aufnehmen, 125 Jahre St. Godehard in Bremen-Hemelingen, Bremen 1988
- J. R. C. Visbeck (Hg.), Andenken an die Einweihung der Kirche in Hemelingen am Trinitatissonntage des Jahres 1890, Hannover 1890
- Hermann August Waldner, Entwicklung neuer Formen im Kirchenbau, in: Deutsche Bauhütte, Jg. 15 (1911)

Georg Skalecki

Die Wiedergewinnung der historistischen Ausmalung in der Lutherischen Kirche von Alt-Aumund

Wie sich Geschmacksurteile ändern können und dass man zum Verständnis eines früheren Gestaltungswillens auch einen zeitlichen Abstand benötigt, zeigen immer wieder die Beurteilungen von historistischen Bauten und deren malerischen Ausgestaltungen. Lange Zeit wurde die Phase des Historismus als unschöpferisch verachtet und ihre Leistungen abwertend behandelt. Besonders direkt nach dem Krieg wurden viele historistische Bauten aufgrund solcher Fehleinschätzungen abgerissen, stark verändert oder ihres dekorativen Schmucks beraubt. Im Zuge von Purifizierungen wurden ganze historistische Gesamtkunstwerke gerade auch im Kirchenbau verändert, indem man Ausstattungsteile entfernte oder Ausmalungen überstrich.

Einige Bremer Kirchen erlitten solch ein Schicksal. Oft genug geschah dies, ohne dass man das Zerstörte vorher dokumentierte oder vielleicht eine reversible Übermalung wählte, die man später leicht hätte entfernen können. Zu sicher glaubten sich viele Architekten und Gestalter der damaligen Zeit in ihrem Urteil. Der Geschmack der Nachkriegszeit glaubte sicher einschätzen zu können, dass solche Gestaltungen wertlos seien.

Da die Denkmalpflege mit dem Blick des Historikers um eine wertfreie objektive Beurteilung bemüht ist und neben einer künstlerischen Qualität auch die vergangenen Leistungen als zeitgeschichtliches Dokument zu beurteilen hat, geht sie vorurteilsfrei an eine Bewertung heran. Deshalb waren es hauptsächlich die Denkmalpfleger sowie die Historismus-Forscher der Hochschulen, die die Bedeutung und Rangstellung auch dieser historischen Phase früh erkannt hatten. Inzwischen erfreuen sich diese Bauten einer allgemein breiten Wertschätzung. Deshalb werden auch Stück für Stück historistische

Bauten wiederhergestellt und übermalte Raumfassungen, wenn möglich, wieder freigelegt.

Ein erfolgreiches und lehrreiches Beispiel ist die Lutherische Kirche in Aumund in Bremen-Nord. 1876 bis 1877 wurde diese neogotische Stufenhallenkirche mit mächtigem Westturm erbaut. Die Pläne stammen von dem Oldenburger Baurat Ludwig Wege. Die weite Halle wird durch schlanke Holzstützen in drei Schiffe zu sechs Jochen unterteilt. Der Chor wird durch einen Triumphbogen abgetrennt und endet stark eingezogen in einem polygonalen Schluss. 1909 bis 1910 malte der Hannoveraner Kirchenmaler Karl Bohlmann das Innere in einer Leimfarbentechnik aus. Der Chor wurde im Sockelbereich und im Gewölbe ornamental dekorativ gestaltet, während die Stirnwand um den Triumphbogen figürlich ausgemalt wurde. Dargestellt sind Moses (rechts) und Paulus (links) sowie der thronende Christus mit flankierenden Engeln vor gestaltetem Hintergrund. 1952 ließ man die gesamte Innengestaltung vom Delmenhorster Maler Hermann Oetken übermalen, wobei das Chorgewölbe mit monochromen Ranken, der Sockel des Chores mit Schriftbändern und die Stirnwand mit Christus in der Mandorla und links mit Moses und Paulus ausgestaltet wurden. Die Flächen wurden monochrom hell übermalt. Damit erhielt der Kirchenraum eine nüchtern unterkühlte Wirkung. Die starren figürlichen Darstellungen schwammen ohne Bezug zur Architektur auf der Wand. Die Übermalung der historischen Raumfassung entsprach der Einstellung der Zeit zu den Leistungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

1977, zum 100-jährigen Jubiläum, wurde eine allgemeine Renovierung der Kirche vorgenommen und dabei die Existenz der übermalten Bohlmannschen Fassung wieder ins Gedächtnis



Aumund, Lutherische Kirche



Aumund, Lutherische Kirche. Raumfassung von Hermann Oetken (1952)

gerufen. Das Landesamt für Denkmalpflege begutachtete die Architektur im Zusammenhang mit der erhalten gebliebenen, wenn auch überdeckten Ausmalung und kam zu dem Schluss, dass der Bau insgesamt denkmalwürdig sei. Eine Unterschutzstellung hätte auch damals schon allein auf der Grundlage der Architektur erreicht werden können. Wunsch der Denkmalpflege war es aber darüber hinaus, eine Freilegung der wieder aufgefundenen Bohlmannschen Ausmalung zu erreichen. Der damalige Pfarrer legte gegen die Unterschutzstellung Widerspruch ein mit dem Ziel, die Raumfassung von 1952 zu behalten. Die strittige Angelegenheit kam sogar bis zum Verwaltungsgericht. Dort wurde eine außergerichtliche Einigung erzielt, nach der der Denkmalschutz akzeptiert wurde; das Landes-

amt für Denkmalpflege aber im Gegenzug auf die Forderung der Freilegung der historistischen Ausmalung verzichtete, wenn die zu erneuernde Übermalung in reversibler Technik ausgeführt würde. So kam es 1979 zu einer restauratorischen Überarbeitung und Erneuerung der Oetkenschen Fassung von 1952, die Bohlmannsche Ausmalung blieb weiter unter dieser Raumfassung verdeckt.

Doch die Zeiten und Einstellungen änderten sich. 2005 traten Schädigungen an den Ausmalungen von 1952/1979 auf und das Thema der Freilegung der Malereien von Bohlmann von 1909 wurde unter neuen Vorzeichen diskutiert. Das Landesamt für Denkmalpflege bestand zwar jetzt nicht darauf, dass die älteren Ausmalungen freigelegt wurden, machte jedoch



Die wiedergewonnene Raumfassung von Karl Bohlmann (1909–1910)

deutlich, dass es eine Chance wäre, eine historische Raumfassung mit ihrer zweifellos außerordentlichen Wirkung für den gesamten Kirchenraum zurückzugewinnen. Es müsse nichts rekonstruiert werden, da die Ausmalung nie verloren war, sondern nur von einer Überdeckung befreit werden müsse. Die Kirchengemeinde und der derzeitige Pfarrer waren schnell davon zu begeistern, ihrer Kirche wieder etwas von der ursprünglichen Ausgestaltung zurückzugeben und damit den historischen Raumeindruck wiederherzustellen. Mit einem Zuschuss vonseiten der Denkmalpflege und positiver Begleitung der Bauabteilung der Bremischen Evangelischen Kirche konnte ein Restaurator von August 2006 bis Juli 2007 die alte Ausmalung freilegen. Zuvor wurden die Oet-

kenschen Fassungen dokumentiert und dann entfernt. Wenn diese zwar natürlich auch ein Stück Zeitgeschichte darstellten, so kommt ihnen aber aufgrund des mangelnden Bezugs zur Architektur und der doch sehr einfachen und kargen Darstellung im Vergleich zur historistischen Ausmalung ein deutlich geringerer Stellenwert zu.

Die Restaurierung hat zwar ein Stück alte Raumfassung zurückgebracht, aber wegen der begrenzten Mittel konnte noch nicht der gesamte Innenraum wiederhergestellt werden. Mit Reisstärke eingerieben, ließen sich jüngere Übermalungen meist gut entfernen. Manche Bereiche mussten mit dem Skalpell nachgearbeitet werden. Die freigelegten Malereien von 1909 waren zwar erhalten, aber mit gelegentlichen



Der eingerüstete Triumphbogen zu Beginn der Restaurierung

Fehlstellen und einigen stärker verblassten Partien. Diese mussten rekonstruiert werden, indem Retuschen mit Gouachefarbe gepunktet aufgetragen wurden. Aus der Nähe lassen sich die rekonstruierten Teile von der Originalmalerei deutlich unterscheiden, in der Fernsicht verbindet sich das Ganze zu einem einheitlichen schönen Bild.

So zeigen sich inzwischen wieder die wesentlichen Teile der Bohlmannschen Ausmalung, die figürliche Darstellung von Christus und den Engeln sowie Petrus und Moses an der östlichen Stirnwand und die ornamentale Gestaltung der Gewölbekappen des Chores. In näherer Zukunft wird es vielleicht gelingen, auch die restlichen Partien freizulegen.

Herbert Juling

Muss eine verschwärzte Sandsteinfassade gereinigt werden? Untersuchungen an der Balustrade des Bremer Doms

Im Allgemeinen erhöht sich in den Augen der Betrachter der Charme eines Baudenkmals mit der typischen Alterserscheinung der Oberfläche der Fassade, die sich durch oberflächliche Verwitterung oder auch nur durch eine farbliche Veränderung darstellt. Eine Patina – manchmal auch voreilig als Verschmutzung bezeichnet – gilt den Denkmalpflegern als authentischer Ausdruck der Geschichte, die das Denkmal geprägt hat, und ist daher unbedingt erhaltenswert.

Für den Materialforscher steht dagegen in erster Linie die Frage im Raum, inwieweit eine farblich veränderte Oberfläche die physikalischen Eigenschaften eines Baustoffs beeinflussen kann und damit möglicherweise ein Schadenspotenzial in sich birgt. Häufig handelt es sich in der Tat um eine Verschmutzung, die sich als Schicht auf einer Steinoberfläche ablagert. Es kann sich dabei um Staubpartikel handeln, die durch Wind aufgewirbelt werden und sich auf der Oberfläche ablagern; auch Ruß und Stäube aus Feuerungsanlagen kommen infrage. Nicht zuletzt führt der Bewuchs mit Mikroorganismen (Algen, Bakterien, Pilze) zu einer Schwarzfärbung, wenn in trockenen Witterungsperioden solche sogenannten Biomatten absterben.

Meistens haben solche aufliegenden schwarzen Schichten keine negativen Auswirkungen auf die Oberflächen und können bedenkenlos belassen werden, wenn sie eine kritische Dicke nicht überschreiten. Auch das Entfernen gestaltet sich relativ unproblematisch, da die originale Substanz des Steins nicht geschädigt wird.

Kritisch wird die Situation, wenn die Oberfläche des Sandsteins nicht nur eine auflagernde Schmutzschicht trägt, sondern in die Tiefe hinein verändert worden ist. Das kann zum Beispiel durch Einlagerung von Mineralneubildun-

gen im oberflächennahen Porenraum geschehen. Häufig bildet sich eine Gipskruste, die in den Sandstein hineinwachsen und damit die Oberfläche verstopfen kann. Dadurch verändern sich die sogenannten hygrischen Eigenschaften, womit das Verhalten bei der Aufnahme

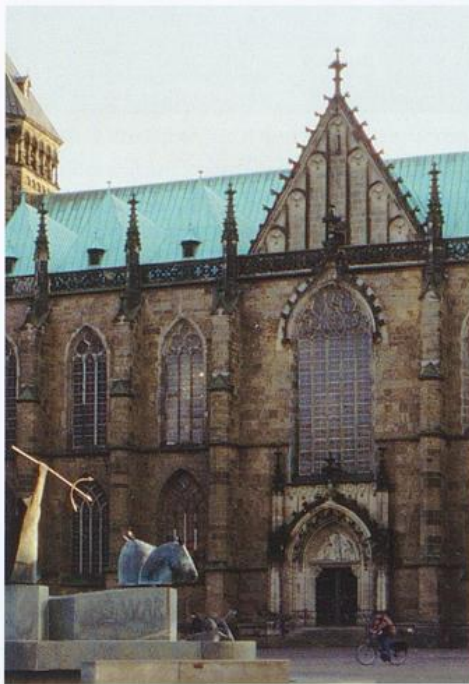


Abb. 1: Dom-Nordfront, Ausschnitt

beziehungsweise Abgabe von Feuchtigkeit gemeint ist. Der Materialforscher kennt dafür den Begriff der flächenbezogenen kapillaren Wasseraufnahme. Damit ist die Wassermenge gemeint, die eine definierte Sandsteinoberfläche pro Zeiteinheit aufnehmen kann. Wird dieser Wert durch eine Verschmutzung der Oberfläche

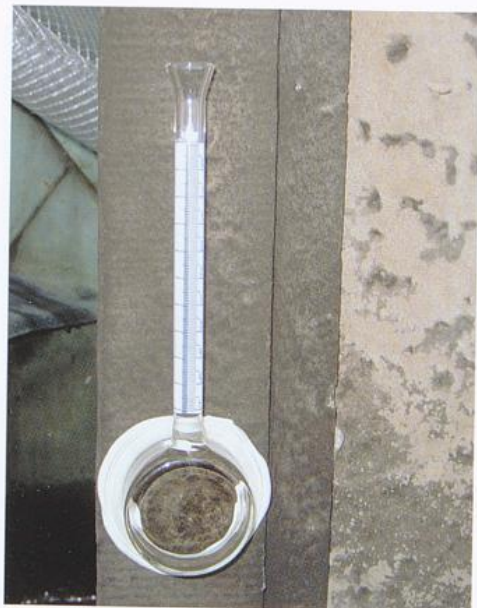


Abb. 2a: Wasseraufnahmemessung am linken Eckpostament der Balustrade an der Nordfassade des Bremer Doms. Messeinrichtung (Karsten'sches Röhren)

beeinträchtigt, muss über eine regulierende Maßnahme nachgedacht werden.

Im Jahre 2003 wurde an der Nordfassade des Bremer Doms eine Musterachse angelegt, an der die für die Sanierung der Fassade notwendigen Maßnahmen getestet wurden. Bestandteil dieser Musterfläche war auch das Maßwerk der Dach-Balustrade. Der dort verwendete Sandstein zeigt eine tiefe Schwarzfärbung, die Anlass dazu gab, die Ursachen und Gefahren dieser augenscheinlichen Verschmutzungen zu ergründen. Insbesondere waren folgende Fragen zu klären:

1. Um welche Art Verschmutzung handelt es sich?
2. Muss die Oberfläche gereinigt werden?
3. Welche Reinigungsmaßnahmen kommen infrage?
4. Welche denkmalpflegerischen Konsequenzen ergeben sich daraus?

Erste Beobachtungen am Objekt zeigten eine Verwitterung insbesondere der Pfeiler, die sich durch Abplatzen dünner Schalen von der Oberfläche bemerkbar machte und möglicherweise

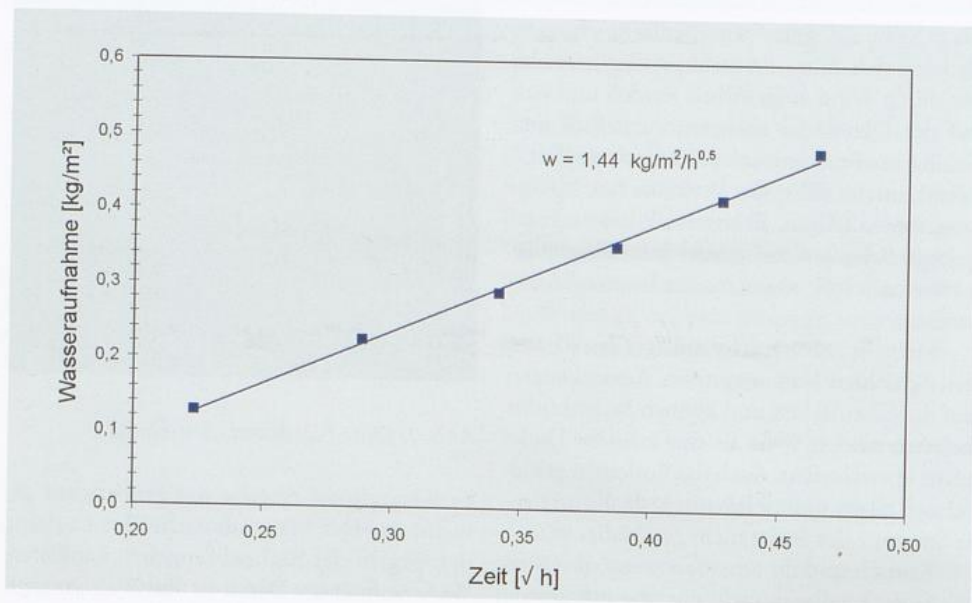


Abb. 2b: Ergebnis der Messung, die Steigung der Wasseraufnahme über die Zeitachse bestimmt den w-Wert (flächenbezogene kapillare Wasseraufnahme)

im ursächlichen Zusammenhang mit der verschwärzten Oberfläche stand.

Als Erstes wurden Wasseraufnahmemessungen mit sogenannten Karsten'schen Röhrchen durchgeführt. Dabei werden spezielle Glaskörper auf die Oberfläche gesetzt und seitlich abgedichtet. Nach Befüllen der Röhrchen mit Wasser kann an einer Skala die zeitliche Wasseraufnahme in Millilitern abgelesen werden. (Abb. 2 a und 2 b) Da die Größe der mit Wasser in Berührung kommenden Sandsteinoberfläche bekannt ist, kann aus der Messung die durch die Kapillarkräfte der Oberfläche erfolgte Wasseraufnahme pro Zeit- und Flächeneinheit bestimmt werden. Aus der Steigung des zeitlichen Verlaufs wird der w-Wert, die flächenbezogene kapillare Wasseraufnahme, bestimmt. Dieser erste Versuch zeigte, dass die verschwärzten Oberflächen nur eine geringe Menge Wasser aufnehmen.

Als Nächstes wurden kleine Proben von abplatzenden Schollen der Oberfläche entnommen und mikroskopisch untersucht. In der

Abb. 3 a ist in einer Aufnahme mit dem Rasterelektronenmikroskop (REM) die verschwärzte Oberfläche gezeigt. Neben Staub- und Schmutzpartikeln fallen große plattenförmige Kristalle auf, die die Oberfläche überziehen. Mithilfe der energiedispersiven Röntgenmikroanalyse (EDX) konnten diese Kristalle eindeutig als Gips (Calciumsulfat) identifiziert werden.

In Abb. 3 b ist ebenfalls in einer rasterelektronenmikroskopischen Aufnahme der Querbruch der Oberflächenscholle gezeigt. Man erkennt, dass der in dieser Darstellung hell erscheinende Gips nicht nur an der Oberfläche sitzt, sondern in die Oberfläche eingewachsen ist. Bei höherer Vergrößerung (Abb. 3 c) ist eindrucksvoll zu erkennen, wie die ineinander verwachsenen Gipskristalle den Porenraum des Sandsteins verschließen.

Polarisationsmikroskopische Durchlichtuntersuchungen an einem präparierten Dünnschliff derselben Probe (Abb. 3 e) machen deutlich, dass sich die Verdichtung der Oberflächenzone des Sandsteins durch eingelagerten Gips



Abb. 3 a–e: Mikroskopische Analysen einer abgeplatzten Sandsteinscholle. Abb. 3 a: REM-Aufnahme der verschwärzten Oberfläche

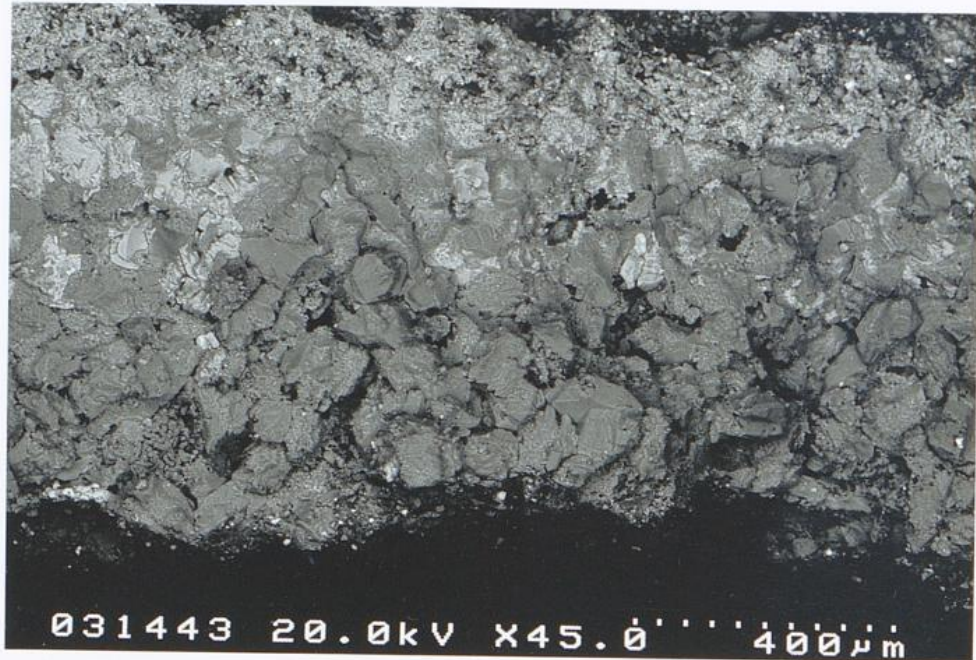


Abb. 3b: REM-Aufnahme eines Querbruchs derselben Probe

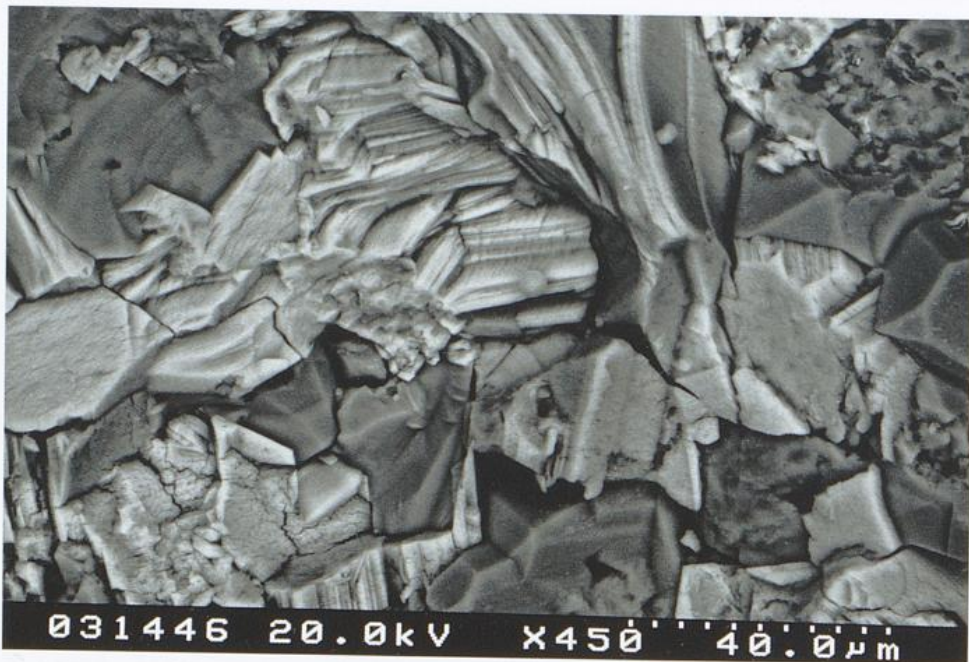


Abb. 3c: Stärkere Vergrößerung der den Porenraum verdichtenden Gipskristalle

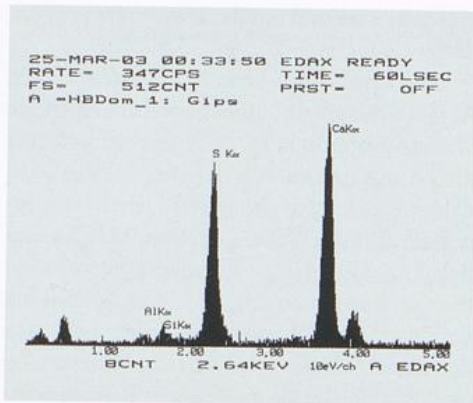


Abb. 3d: EDX-Analyse der hellen Kristalle in Abb. 3c

über mehrere Kornlagen erstreckt. Der mit blauem Kunstharz gefüllte Porenraum ist gut zu erkennen. An der Oberfläche (oben im Bild) ist der Porenraum verdichtet und mit Gipskristal-

len zugewachsen. Dünne schwarze Schichten und Schmutzeinlagerungen im Gipschizont lassen die Oberflächen schwarz erscheinen.

Die Wasseraufnahme des Sandsteins ist durch die Einlagerung von Gips in den oberflächennahen Porenraum nahezu zum Erliegen gekommen. Es handelt sich hier also nicht nur um eine auflagernde Schmutzschicht, sondern um eine ernst zu nehmende Beeinträchtigung der hygrischen Eigenschaften des Baustoffs. Die Konsequenzen sind bereits am Bauwerk dadurch zu erkennen, dass die verdichtete Oberfläche in Form von dünnen Schichten abplatzt. Zum einen entstehen durch unterschiedliches thermisch-hygrisches Verhalten der mit Gips verdichteten Zone gegenüber dem unbelasteten Untergrund Scherkräfte, die zu oberflächenparallelen Rissen unterhalb der Gipszone führen. Zum anderen kann hinter die verdichtete Zone gedrungenes Wasser bei Frostereignissen die Oberfläche nicht mehr verlassen, würde im un-

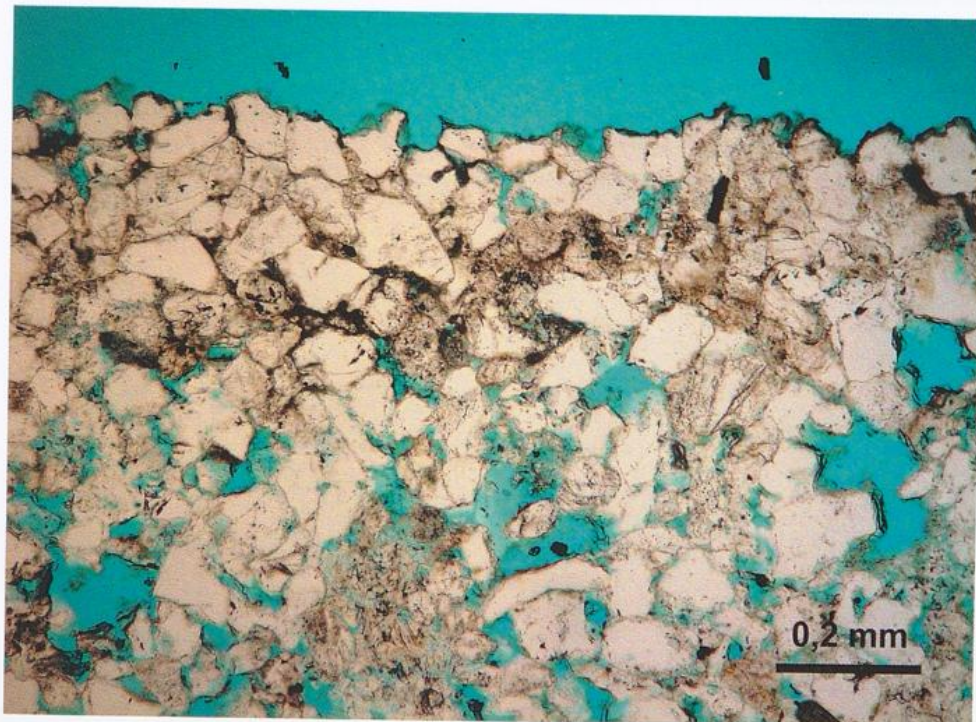


Abb. 3e: Durchlichtaufnahme am Dünnschliff derselben Probe

teren Porenraum gefrieren und zu Frostschäden führen. Damit geht die Originaloberfläche mit allen historischen Bearbeitungsspuren verloren. Es scheint also unter diesen Gesichtspunkten dringend geboten, die Oberfläche so zu behandeln, dass die ursprünglichen Eigenschaften eines offenen Porenraums wiederhergestellt werden.

Die entscheidende Frage ist aber, wie so etwas bewerkstelligt werden kann.

Natürlich denkt man in erster Linie an eine mechanische Reinigung der Oberfläche. Mit der Kenntnis der bisherigen Untersuchungsergebnisse wurde vereinbart, Testflächen anzulegen, die mit verschiedenen Intensitäten gereinigt werden sollten. Zum Einsatz kam ein abrasives Strahlverfahren mit feinen Glaskugeln als Strahlgut. Damit wurden von dem ausführenden Restaurator nach visueller Kontrolle vier Testfelder mit verschiedenen Reinigungsintensitäten angelegt. Abb. 4a zeigt den Endzustand der Testflächen (jeweils doppelt angelegt), wobei die Testfelder 1 der geringsten und die Testfelder 4 der größten Reinigungsintensität entsprechen. An diesen Testfeldern wurden mit Karsten'schen Prüfröhrchen die Wasseraufnah-

men gemessen und mit der ungereinigten Oberfläche verglichen.

Die Ergebnisse dieser Messungen sind in Abb. 4b dargestellt. Üblicherweise werden die Wasseraufnahmen in kg/m^2 angegeben und über die $\sqrt{h}$ aufgetragen. Aus der Steigung der Geraden errechnet sich der w-Wert, die flächenbezogene kapillare Wasseraufnahme. Man erkennt deutlich, dass geringe Reinigungsintensitäten, die rein optisch zu einer leichten Aufhellung der Oberfläche führen, keinen Effekt bezüglich der Wasseraufnahmefähigkeit des Materials haben. Erst die Testfläche 4, deren Reinigung zu einer Entfernung der obersten Kornlagen geführt hat, zeigt eine deutliche Zunahme der Wasseraufnahme. Dieses Ergebnis ist aufgrund der mikroskopischen Voruntersuchungen absolut verständlich und nachvollziehbar.

Was bedeuten diese Ergebnisse nun für den weiteren Umgang mit den verschwärzten Oberflächen?

Feststeht, dass die Sandsteinoberfläche im Lauf der vergangenen 120 Jahre seit Errichtung der heutigen Fassade durch den Einfluss der SO_2 -Belastung der Luft infolge von Gipseinlagerungen in die ersten Kornlagen verdichtet wor-

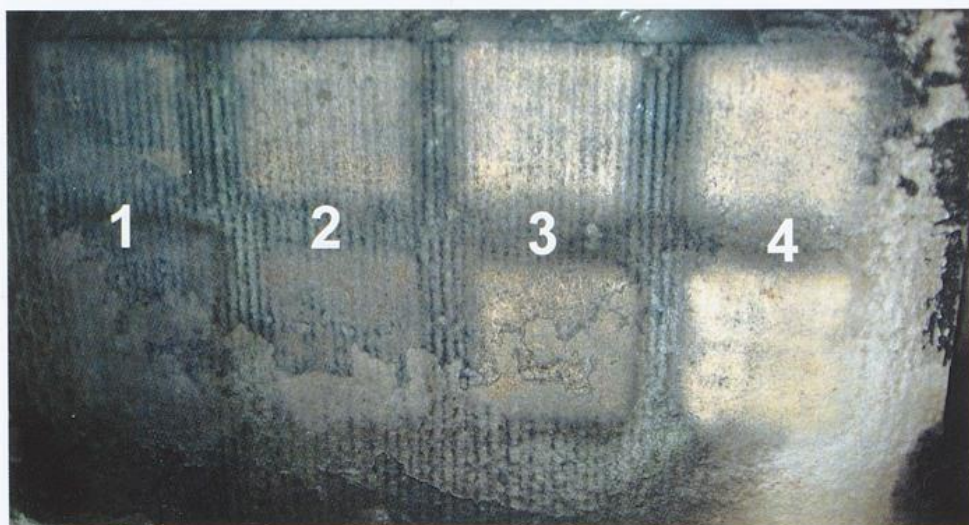


Abb. 4a: Testflächen am linken Eckpostament der Balustrade der Nordfassade. Testflächen 1-4 in zunehmender Reinigungsintensität

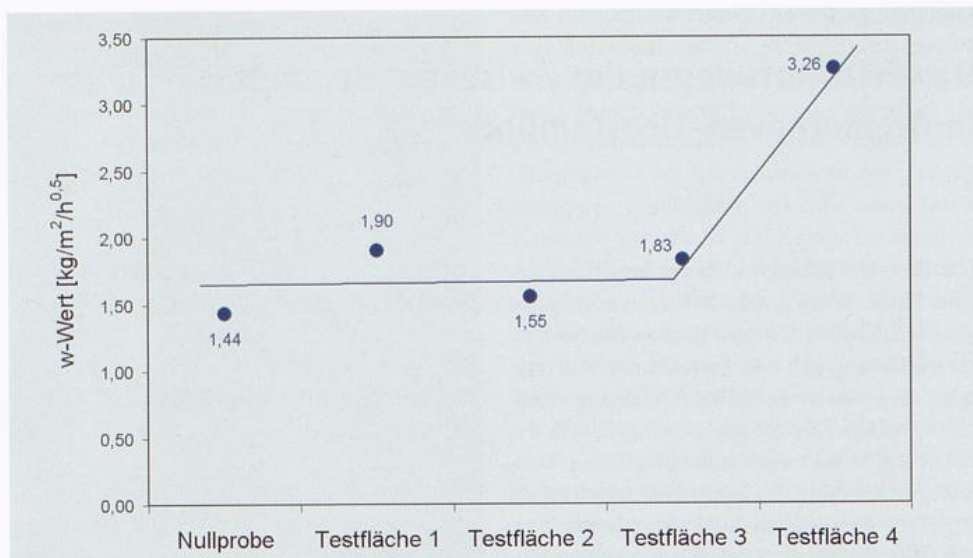


Abb. 4b: w-Werte der einzelnen Testflächen (Nullprobe = ungereinigt)

den ist und dadurch die hygrischen Eigenschaften erheblich beeinträchtigt sind. Das dadurch entstandene Schädigungspotenzial ist daran abzulesen, dass bereits dünne Schalen der Sandsteinoberflächen abgelöst wurden und abplatzen. Aus bauphysikalischer Sicht wäre es also ratsam, durch geeignete Maßnahmen die Wasseraufnahmefähigkeit des Materials wiederherzustellen.

Die Ergebnisse der Testflächen hingegen waren ernüchternd in dem Sinne, dass dieses Ziel nur dadurch erreicht werden kann, dass die oberen Kornlagen des Originalgesteins entfernt werden, womit aber auch die schützenswerte Originaloberfläche verloren geht. Damit würde der Substanzverlust des Verwitterungsprozesses vorweggenommen. Hinzu kommt, dass auch das optische Ergebnis einer solch intensiven Reinigung nicht der denkmalpflegerischen Zielsetzung entspricht.

Grundsätzlich ist auch aus bauphysikalischer Sicht zu bedenken, dass eine substanzfordernde Reinigungsmaßnahme immer dazu führt, dass frische unverwitterte Oberflächen dem Verwitterungsprozess ausgesetzt werden, mit allen Konsequenzen, die damit verbunden

sind. Chemische Prozesse können an einer frischen Oberfläche unvermittelt und ungebremst ablaufen, bis sich wieder ein beruhigtes Gleichgewicht eingestellt hat. Im Falle der Gipsbildung durch den SO_2 -Gehalt der Luft allerdings muss festgestellt werden, dass diese Gefahr mittlerweile vernachlässigbar ist. In den letzten zwanzig Jahren hat sich die SO_2 -Belastung der Luft grundlegend (etwa um den Faktor 10) verringert. Mit einer erneuten oder fortschreitenden Vergipsung der Oberflächen ist heute nicht mehr zu rechnen. Allerdings ist in gleichem Maße die Belastung der Luft durch Stickoxide (NO_x) gestiegen, die Folgen für die Gesteinsverwitterung sind jedoch noch nicht wissenschaftlich nachvollziehbar.

Aus allen hier dargestellten Überlegungen wurde gemeinsam mit den Vertretern der bremsischen Denkmalpflege empfohlen, auf eine mechanische Reinigung der Sandsteinoberflächen zu verzichten. Alternative Reinigungsverfahren, wie zum Beispiel die Verringerung des Gipsgehaltes durch chemische Umwandlung oder geeignete Extraktionsverfahren, werden zurzeit diskutiert, stehen aber noch nicht zur Verfügung.

Uwe Schwartz

Das Friedhofswesen der Zwischenkriegszeit in Bremerhaven-Geestemünde

Das Ende des Ersten Weltkriegs brachte in vielerlei Hinsicht tief greifende Veränderungen im gesellschaftlichen Gefüge mit sich. Die Weimarer Verfassung gab den Parteien den Auftrag, neue, als Grundrechte in der Verfassung verankerte sozialpolitische Zielsetzungen, wie das Recht auf Arbeit oder das Recht auf eine Wohnung, unter den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Zwischenkriegszeit umzusetzen. Wie der Staat in der Weimarer Republik mit dem Mittel der Hauszinssteuer oder auch direkt als Bauherr die Entstehung des Massenwohnungsbaus moderner Prägung begünstigte und ankurbelte, wurde am Beispiel der Unterweserstädte Bremerhaven und Wesermünde in dieser Reihe bereits vorgestellt (Denkmalpflege in Bremen, Bd. 5, S. 74–83). Aber auch die Kirche musste in der Demokratie ihre gesellschaftliche Rolle neu bestimmen, nachdem die Trennung von Kirche und Staat 1919 Verfassungsrang erhalten hatte. Die Religionsausübung blieb weiterhin eine öffentliche Angelegenheit, aber der Staat wurde durch die Verfassungsorgane ausdrücklich zu weltanschaulicher Neutralität verpflichtet.

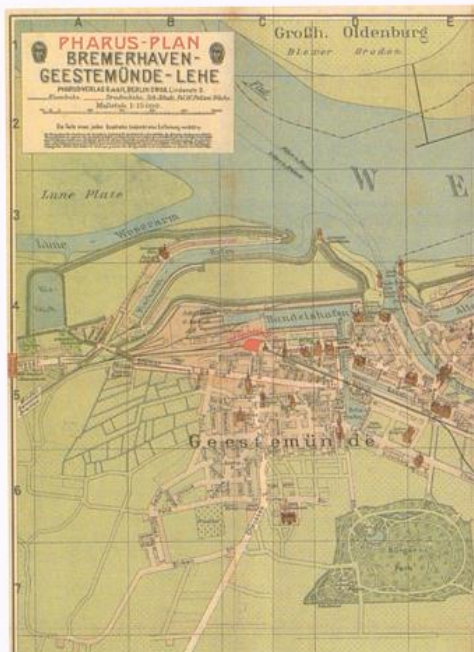
Hier soll nun das Verhältnis zwischen Staat und Kirche im Spannungsfeld der gewachsenen sozialen Verantwortung der Behörden gegenüber den Bürgern, der zunehmenden Kirchenferne in der Bevölkerung und dem Selbstbehauptungswillen der Kirche in einem ihrer ureigensten Geschäfte, dem Bestattungswesen, an einem konkreten Beispiel untersucht werden. Die Geschichte der Errichtung einer Kapelle auf dem Friedhof der evangelisch-lutherischen Gemeinde an der Feldstraße zeigt beispielhaft dieses neue Verhältnis; zudem ist das Gebäude der Friedhofskapelle selbst in seiner Baugestaltung von einer Modernität, die bei sakralen

Gebäuden in den Unterweserstädten und auch in Bremen in dieser Zeit beispiellos ist.

Geschichte des Friedhofs Geestemünde

Der Friedhof an der Feldstraße wurde 1859 angelegt.¹ Zuvor hatte der Kirchhof der Marienkirche an der Mushardstraße ausgereicht, um die Bestattungen Geestendorfs und seit 1848 zusätzlich auch die des neu gegründeten Hafensorts Geestemünde aufzunehmen. Es war damals aus hygienischen Gründen selbstverständlich, einen neuen Friedhof außerhalb der Ortschaft auf einem erweiterungsfähigen Grundstück anzulegen, selbst wenn die Entfernung zur Kirche anschließend sehr groß war. Die Kombination mit einem – wenn auch in diesem Fall sehr kleinen – Krankenhaus war damals ebenfalls geläufig: So entstand 1869 die erste Krankenanstalt der Unterweserorte Geestendorf und Geestmünde mit zunächst nur zwanzig Betten in direkter Nachbarschaft zum Friedhof, ebenfalls an der Feldstraße. Nach dem Neubau des städtischen Krankenhauses an der nahen Hartwigstraße im Jahr 1905 diente dieses Haus anschließend als Obdach für Nichtsesshafte und Wandergesellen und später als Jugendherberge.

Der Friedhof an der Feldstraße war also mit Bedacht in der offenen Feldmark angelegt worden, sodass spätere Erweiterungen in den Jahren 1892 in nördlicher und 1905–1908 in südlicher, im Jahr 1967 auch in östlicher Richtung möglich waren. Die ersten Erweiterungen fielen zusammen mit der politischen Vereinigung der beiden Gemeinden Geestendorf und Geestemünde. Zunächst sorgte der gleichzeitige Zollanschluss von Bremen, Bremerhaven, Brake und



Geestemünde, Ausschnitt aus einem Stadtplan um 1910. © Pharus-Plan Rolf Bernstengel. – Friedhof = B 6

Geestemünde am 15. Oktober 1888 schnell für eine engere Verbindung der Unterweserorte – in Geestemünde blieben nur der Handelshafen und der Holz- und Petroleumhafen Freihafenbezirk, um den Schiffsverkehr weiterhin ungestört abwickeln zu können –, bevor es dann 1908 schließlich zur Vereinigung von Geestendorf und Geestemünde zu einer selbstständigen Stadtgemeinde kam.

Der Geestemünder Friedhof war so bis zum Ersten Weltkrieg in der Grundfläche stark angewachsen. Es fehlten jedoch zu Beginn der 1920er Jahre noch wesentliche Teile der Infrastruktur. Errichtet worden waren 1904–1905 das Wohnhaus und die Gärtnerei für den Friedhofsgärtner Ludwig Menge, der noch bis in die 1930er Jahre dieses Amt als hochbetagter Mann verrichtete; der Friedhof war jedoch noch immer nur provisorisch eingefriedet.

Eine Friedhofskapelle, wie sie auf den großen Friedhöfen der benachbarten Stadtgemein-

den Bremerhaven und Lehe selbstverständlich vorhanden war und die für die Trauerfeier sowie – ebenso wichtig – auch als Leichenhalle genutzt werden konnte, fehlte bis dato völlig. Die Geestemünder Stadtgemeinde hatte zwar für diesen Zweck am Krankenhaus an der Hartwigstraße eine Leichenhalle errichten lassen. Deren Kapazität war jedoch in der Zwischenkriegszeit nicht mehr ausreichend und konnte an diesem Standort auch nicht erhöht werden. Angesichts der Wohnungsnot 1923 war eine Aufbahrung der Toten zu Hause bis zum Zeitpunkt der Beisetzung ein unakzeptabler Zustand.

In dieser Situation trat der Magistrat der Stadt Geestemünde an die Kirchengemeinde heran mit dem Wunsch, den Friedhof zu kommunalisieren, genauer gesagt, der Magistrat unternahm einen zweiten Anlauf, den Kirchenvorstand in dieser Sache zu überzeugen.

Versuche zur Kommunalisierung des Geestemünder Friedhofs 1921–1929

Eine Übernahme des Friedhofswesens in Geestemünde hatte die Stadt bereits 1921 angestrebt, war damals jedoch beim Kirchenvorstand auf Ablehnung gestoßen. Der Kirchenvorstand hatte keinen Anlass gesehen, mit einer jahrhundertealten Tradition zu brechen und »wichtige Rechte und Interessen der Kirchengemeinde auf[zu]geben«. Eine einheitliche Verwaltung des Friedhofswesens könne »bis zu einer gewissen Grenze« auch jetzt schon erreicht werden, man wolle sich jedoch nicht nach den in Bremerhaven oder Lehe geltenden Gebühren richten, da die »Verhältnisse ganz unterschiedlich« seien. Der Kirchenvorstand war noch nicht einmal bereit gewesen, in Verhandlungen mit dem Magistrat der Stadt zu treten, weil diese »doch fruchtlos sein würden und zudem noch zu Verstimmung auf der einen oder anderen Seite führen könnten«. Man hatte die Zusage begrüßt, dass die kirchlichen Rechte auf dem Friedhof nicht beschnitten werden sollten, jedoch könne man nicht abschätzen, wie in ferner Zukunft

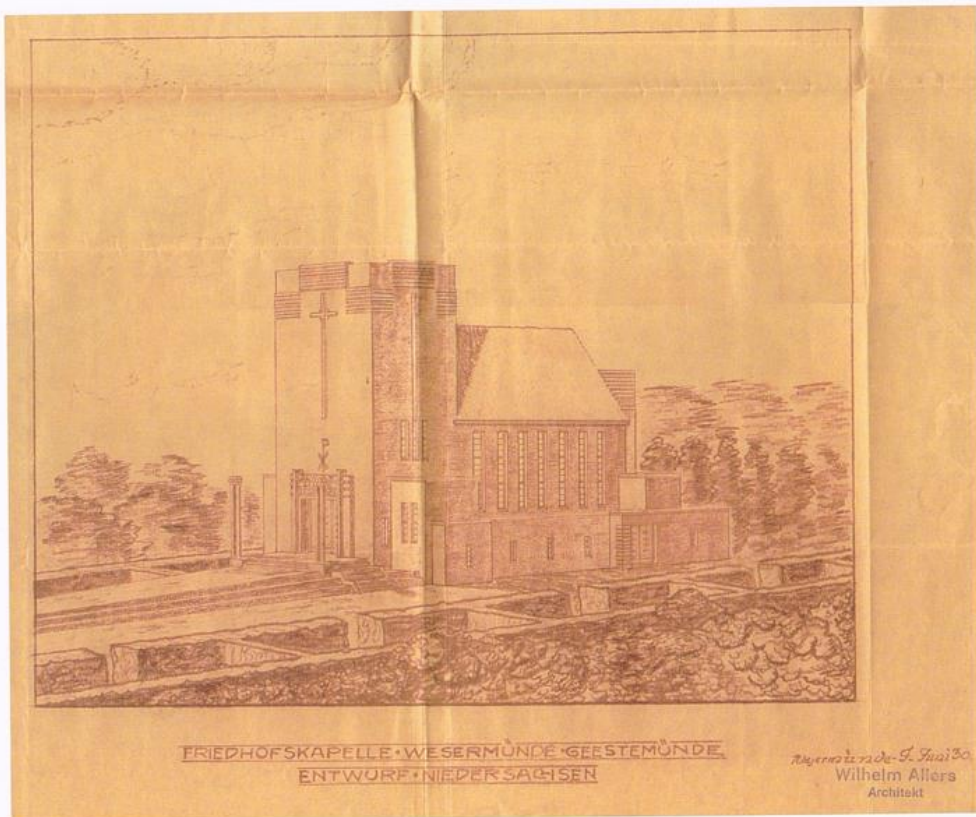
die städtischen Körperschaften zusammengesetzt sein würden.²

Die großen Friedhöfe der benachbarten Stadtgemeinden Bremerhaven und Lehe waren zum damaligen Zeitpunkt bereits unter städtischer Verwaltung. Die Übertragung des Friedhofswesens auf die politische Gemeinde war in den preußischen Rahmengesetzen als Ziel formuliert worden und die Kommune hatte ein starkes Interesse an der Vereinheitlichung der Bestimmungen zur Ausstattung und Ausschmückung der Gräber, besonders aber an der Festsetzung der Gebühren auf den Gemeindefriedhöfen, um Einfluss auf das sozialpolitisch bedeutsame Bestattungswesen auszuüben: In der Inflationszeit waren die Kosten der Bestattung so angestiegen, dass die Familien beim Tode eines Angehörigen »infolge der Höhe der Kosten in große Bedrängnis« gerieten oder sich angesichts ihrer schlechten wirtschaftlichen Lage kein angemessenes Begräbnis leisten konnten. Eine Kommission der drei Unterweserstädte prüfte damals, ob durch die Kommunalisierung des Beerdigungswesens eine Verbilligung herbeizuführen sei. Ein zweiter Ansatz war die Beschaffung preisgünstiger Ersatzsärge.³

Vor diesem Hintergrund wurde im Juli 1923 der Vorschlag zur Kommunalisierung des Friedhofs gegenüber dem Kirchenvorstand erneuert: Die Stadt versprach als Gegenleistung, eine Leichenhalle auf dem Friedhof zu errichten. Nicht nur die »außerordentlich hohen Kosten« für den Transport von der Leichenhalle zum Friedhof könnten gespart werden, sondern auch die ganze Friedhofsanlage im Zuge dieser Maßnahme besser in das »gesamte städtebauliche Bild« eingefügt werden. Außerdem könnten »die Anlagen und Ausschmückung des Friedhofes nach den Grundsätzen der neueren Friedhofskunst besser« gestaltet werden. Der Kirchenvorstand verhielt sich jedoch weiterhin ablehnend, stellte aber in Aussicht, mit der Stadt über die Errichtung einer Kapelle zu verhandeln.

Zu einem erneuten Vorstoß in dieser Sache kam es erst vier Jahre später, im April 1927, diesmal vonseiten der Kirche. Pastor L. Holtermann wurde nun an Stadtbaurat Wilhelm Kunz

verwiesen, denn Geestemünde hatte sich 1924 mit Lehe zu Wesermünde vereinigt. Die Kirche musste schnell erkennen, dass sie auf ein Entgegenkommen der Kommune angewiesen war. Denn im Zuge der Errichtung eines Gebäudes auf dem Friedhof an der Feldstraße hätte sie gemäß der geltenden Bauordnung enorme Straßenbaukosten zahlen müssen.⁴ Die Stadt wiederum sah im wiedererwachten Interesse der Gemeinde an der Errichtung einer Kapelle eine Gelegenheit, kommunalpolitische Ziele auch ohne die Übernahme der Friedhofsverwaltung durchzusetzen. Es gab zu dieser Zeit wiederholt Klagen über die Höhe der Friedhofsgebühren – besonders der doppelte Satz Totengräbergebühren für Verstorbene, die nicht zur evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde gehörten, erregte Anstoß – und über den restriktiven Umgang der Friedhofsverwaltung mit Laienpredigern. Pastor Holtermann hatte in einigen Fällen auch Personen des Friedhofs verwiesen.⁵ Oberbürgermeister Walter Delius machte sich im August 1929 das Projekt zu eigen und lud Pastor Holtermann und Stadtbaurat Kunz zu sich ein. Im Verlauf der 1929–1930 geführten Verhandlungen wurde deutlich, dass der Kirchenvorstand jede Einmischung in die Angelegenheiten des Friedhofs weiterhin kategorisch ablehnte: Die Festsetzung der Gebühren für die Gräber oder für die Benutzung der Kapelle oder auch die Ausgestaltung des Friedhofs wollte man sich unter keinen Umständen vorschreiben lassen. Daran änderte auch das Angebot der Stadt nichts, die Hälfte der jährlichen Betriebskosten der Kapelle zu übernehmen. Dagegen wollte der Kirchenvorstand durchaus eine Freizügigkeit für alle Wesermünder Bürger auf dem Geestemünder Friedhof gewährleisten; auch Laienpredigten sollten nach vorheriger Anmeldung zulässig sein, jedoch alles nur unter der Voraussetzung, dass die Stadt auf die Zahlung von Straßenbaukosten verzichtet. Ende April 1930 wurden dann zwei Verträge zwischen dem Magistrat und der lutherischen Kirchengemeinde geschlossen: Die erste Vereinbarung beinhaltete den Verzicht auf Straßenbaukosten und Anliegergebühren, allerdings nur bis zu



Friedhofskapelle Geestemünde, perspektivische Ansicht von Wilhelm Allers, Bauakte

dem Zeitpunkt, ab dem der Friedhof auch tatsächlich als solcher genutzt würde. Die zweite Vereinbarung regelte die Zusage seitens der Kirchengemeinde, dass vom Moment der Schließung des Leher Gemeindefriedhofs an – gerechnet wurde noch mit einer weiteren Nutzung von acht bis zehn Jahren – der Geestemünder Friedhof und die Kapelle für die Dauer von sieben Jahren den Einwohnern Wesermündes zur Verfügung stehen würden. Das Recht zur Benutzung des Geestemünder Friedhofs für alle Wesermünder Bürger war der Stadt deshalb besonders wichtig, weil sie sich dadurch ausreichend zeitlichen Spielraum erhoffte, um die beabsichtigte Anlage eines eigenen Friedhofs durchzuführen. Das Projekt für einen Wesermünder Zentralfriedhof schien zum damaligen Zeitpunkt angesichts der schwierigen wirtschaft-

lichen Situation nur schwer realisierbar. Das Stadtbauamt hatte für die damals in Wesermünde vorhandenen Friedhöfe noch eine Nutzungsdauer von 30 bis 40 Jahren errechnet.

Der Kirchenvorstand der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Geestemünde beauftragte daraufhin den Architekten Wilhelm Allers, einen Entwurf für eine neue Friedhofskapelle zu erarbeiten, den dieser unter dem Motto »Niedersachsen« Anfang Juni 1930 vorlegte.⁶

Die neue Kapelle

Der Bauplatz für die Kapelle, etwa 250 Meter von der Feldstraße zurückversetzt, wurde an der Stelle gewählt, wo der Friedhof 1859 ursprüng-

lich einmal angelegt worden war. Für das Projekt mussten 297 Einzelgrabstellen für das Fundament der Kapelle und für die neu angelegte Zugangsallee umgewandelt oder entschädigt werden, mithin eine erhebliche Zahl. Der Kirchenvorstand hatte im Jahr 1930 vorausschauend eine neue Friedhofsordnung erlassen, die diesen starken Eingriff in die bestehende Struktur ohne bürokratische Hürden ermöglichte. Die Maßnahme war jedoch mit einem öffentlichen Protest verbunden. Der Kirchenvorstand musste zu dem Vorwurf, die neue Friedhofs-



Marienkirche Geestemünde

ordnung stärke sehr einseitig die Rechte der Friedhofsverwaltung, auf der Jahreshauptversammlung des Geestemünder Bürgervereins im März 1931 Stellung nehmen.⁷ Auf der Versammlung konnte der Vorstand sein Vorgehen durchaus begründen. Denn das älteste und zugleich zentral auf dem Friedhof gelegene Begräbnisfeld war einst sehr eng belegt worden und nur von einem einzigen Weg umgeben, wobei vier Fünftel der Grabstellen nur indirekt, und zwar über fremde Grabstellen hinweg, zu erreichen waren. Außerdem befand sich der Bauplatz – angesichts der schon damals in Aussicht genommenen Erweiterung des Friedhofs nach Osten sehr günstig gelegen – im Zentrum der ganzen Anlage.

Die Kapelle ist heute der zentrale Bezugspunkt auf dem Friedhof und wird in ihrer städtebaulichen Wirkung noch dadurch unterstützt,

dass das Gelände zwischen der Feldstraße und dem Bauplatz leicht ansteigt. Der zur Feldstraße quer gestellte hohe Turm ist weithin sichtbar, erhält aber seinen monumentalen Charakter besonders in Zusammenwirkung mit der Heckenallee, die vom Haupteingang aus neu angelegt wurde und sich vor der Kapelle zu einem halbrunden Platz erweitert. Den rechteckigen Platz um die Kapelle bilden Hecken, die ältere Grabstellen abgrenzen. Hinter der Kapelle muss man sich noch ein deutlich flacheres, in Fortführung der Hecke den Platz nach Osten abschließendes Krematoriumsgebäude denken, das jedoch erst zu einem viel späteren Zeitpunkt errichtet werden sollte, aber nie zur Ausführung kam. Insgesamt gestaltete der Architekt für die Kapelle eine sehr strenge, rechtwinkelige formale Platzanlage. Sie ist den neoformalen Bestrebungen in der deutschen Gartenkunst verpflichtet, die sich seit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg in Abkehr vom Landschaftsgarten eingebürgert hatten. Die Grundidee der streng formalen Gestaltung trifft auch auf das Kapellengebäude selbst zu. Auch wenn die Umrisslinie, gerade im Untergeschoss, sehr bewegt ist, überwiegt doch die strenge und geordnete Auffassung in dem Entwurf. Als Vorbild für die Kapelle diente dem Architekten möglicherweise die »Mutterkirche« der Gemeinde, die Marienkirche an der Mushardstraße. Dem würde die Abfolge von quer gestelltem Turm, dem mit einem Satteldach gedeckten Hauptschiff und dem sich daran anschließenden, deutlich abgesetzten Chorraum entsprechen. Dabei sind alle vorgenannten Elemente gekonnt in das Gestaltungsvokabular der späten 1920er Jahre übersetzt worden.

Das Untergeschoss der Friedhofskapelle nimmt die Leichenhalle auf. Zehn Kammern unterschiedlicher Größe dienen der Aufnahme der Verstorbenen zwischen dem Zeitpunkt ihres Todes und der Beerdigung. Das Untergeschoss ist 1,20 Meter in den Erdboden eingesenkt, wodurch eine kühle Temperatur in diesen Räumen herrscht. Die Verstorbenen werden durch einen Eingang an der Rückseite in die Leichenhalle gebracht, können dann für die Trauerfeier mittels einer hydraulischen Hebeeinrichtung



Friedhofskapelle Geestemünde, Rückseite

auf einem Katafalk in die Kapelle im Erdgeschoss gehoben und anschließend wieder über das Untergeschoss von den Sargträgern übernommen werden.

Das Obergeschoss der Friedhofskapelle bildet der gegenüber dem Bodenniveau leicht erhöhte Feier- und Andachtsraum. Er ist mit einer Balkendecke gerade abgeschlossen, auf den Langseiten oberhalb einer hölzernen Wandver-

kleidung über jeweils sieben nahezu raumhohe Schlitzfenster belichtet und insgesamt von großer Einfachheit. Zentrales Motiv ist der getreppte Bogen der Chornische, die ein großes hölzernes Kreuz einschließt und einen würdevollen Rahmen für den unmittelbar davor befindlichen, versenkbaren Katafalk bietet. Neben der Chornische befinden sich Eingänge zu kleinen Nebenräumen der Feierhalle, die für Dekora-

tionsmaterial und wartende Trauergäste gedacht und auch über seitliche Treppen zu erreichen sind. Wenn die Trauergemeinde sehr groß ist, steht im Obergeschoss des Turms noch eine Empore zur Verfügung. Das Vestibül der Kapelle im Erdgeschoss ist auch Gedenkstätte und nimmt zwei große Gedenktafeln für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Arbeiter und Beamten der Tecklenburg-Werft auf.

Die äußere Architektur der Kapelle ist traditionell in der Disposition des Baukörpers, aber aus damaliger Sicht sehr modern im Detail. Geschickt erhöhte der Architekt Allers durch Anschüttung den Turmfuß um eineinhalb Meter gegenüber der Oberkante des Pflasters an der Feldstraße und vermied es auf diese Weise, das Untergeschoss als Keller auszubilden. Eine Rampe in Verlängerung der Allee und zwei seitliche Treppen erschließen das angehobene Erdgeschoss. Das Untergeschoss mit der Leichenhalle beansprucht eine deutlich größere Grundfläche, deren Kammern ihr Volumen mit einzelnen Dächern und gemauerten Entlüftungsschächten sehr elementar zur Ansicht bringen. In der Annäherung von der Feldstraße sind diese in Höhe und Ausdehnung völlig unterschiedlichen Raumkuben jedoch nur als Staffelung seitlich des Turmfußes zu sehen. Erst die Seiten- und Rückansicht zeigen das nur scheinbar willkürliche Spiel der Volumina. Harmonisch steigert sich das Gebäude bis zum Turmabschluss; alle Dachneigungen sind hinter Brüstungen verborgen, bis auf das kontrastierende steile Satteldach des Kapellenschiffs. Hier wird ganz bewusst – abzeichenhaft für »Modernität« – ein Flachdach suggeriert. Der Chorabschluss verbirgt sein Oberlicht hinter einer hohen, ornamental aufgefassen Brüstung, die sich gestalterisch an den Turm anlehnt.

Ebenso wie das Raumgefüge der Friedhofskapelle ausgewogen proportioniert ist, entwickelte Allers das Ornament harmonisch aus dem Verbund des Handstrichziegelmauerwerks. Beispiele sind die attikaähnliche Behandlung des Turm- oder des Chorabschlusses, die Rahmung des Portals oder das fest in die Mauerfläche des Turms integrierte Kreuz aus vergoldeten

Binderköpfen. Auch die beiden Stelen seitlich des Haupteingangs mit den kreuzförmigen Lampenkörpern aus blau eingefärbtem Glas zeigen den hohen Standard, den die Architektenschaft, aber besonders auch das Bauhandwerk zu Beginn der 1930er Jahre leisten konnte. Das Bauwerk zeigt neben seiner Verbindung zur Moderne eine starke Affinität zum norddeutschen Backsteinexpressionismus, wie er sich vor allem mit dem Namen des Architekten Fritz Höger verbindet. Die Kapelle in Geestemünde ist als Bestandteil dieser architektonischen Strömungen nicht stilprägend, aber doch im lokalen Umfeld zum damaligen Zeitpunkt herausragend und zudem der einzige Sakralbau dieser Richtung im Land Bremen. Vergleichbar sind im profanen Bereich im Raum Bremerhaven nur die Arbeiten des Architekten Gustav Claas für den Geestemünder Bauverein, das Verlagshaus der »Norddeutschen Volksstimme« an der Friedrich-Ebert-Straße und das von Heinz Ulrich erbaute Wohn- und Geschäftshaus der Viehmarktsbank an der Schlachthofstraße in Lehe.

Epilog

Die Errichtung der Kapelle auf dem Geestemünder Friedhof bedeutete für die Kirchengemeinde den Nachweis ihrer Unabhängigkeit gegenüber der Kommune und für alle evangelischen Gemeinden Wesermündes und Bremerhavens die Sicherung des Fortbestands ihrer Friedhöfe, denn das Projekt für einen städtischen Zentralfriedhof, gegen das die Vorstände der Kirchengemeinden 1929 in einer Denkschrift opponiert hatten, wurde nicht wieder aktuell. Aber diese Unabhängigkeit war teuer erkaufte: Zwar war die Kapelle mit einem zinsgünstigen Sparkassenkredit errichtet worden, aber ohne jede direkte öffentliche Zuwendung. Für die beabsichtigte einheitliche Neugestaltung des Friedhofs fehlte nun das Geld. Der Nachfolger von Pastor Holtermann als Superintendent der Geestemünder Gemeinde, Pastor Wendebourg, gab 1936 ein Gutachten bei dem Sachverständigen H. Kühne aus Kassel in Auf-



Friedhofskapelle Geestemünde, Turmfront



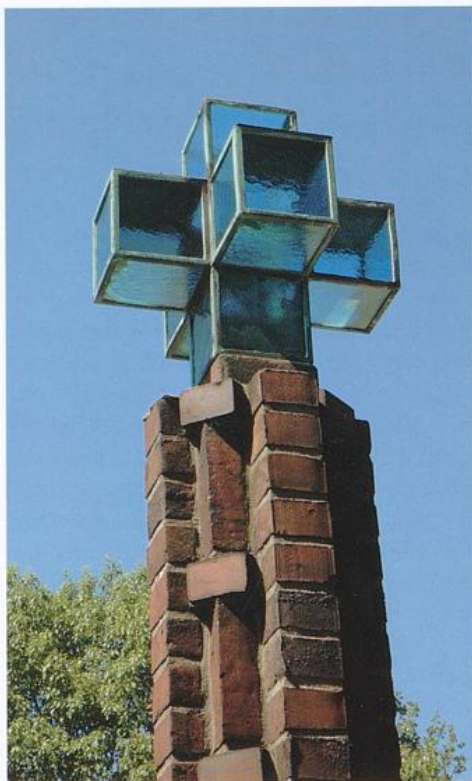
Friedhofskapelle Geestemünde, Innenraum

trag, der ein niederschmetterndes Resümee zog: Abgesehen von der Kapelle entsprächen auf dem Friedhof weder der künstlerische Entwurf der Gesamtanlage noch die Bepflanzung und die Pflege den Grundsätzen des neuzeitlichen Friedhofswesens. Er empfahl die Auflösung der Friedhofskommission und die Absetzung des Friedhofsgärtners. Eine völlig neue Friedhofsverwaltung, bestehend aus dem Oberbürger-

meister (oder einem seiner Vertreter) und dem Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, besonders aber ein neuer Friedhofsinspektor, könnten den »stark vernachlässigten« Friedhof innerhalb von fünf Jahren »zu einer Sehenswürdigkeit der Stadt umwandeln«. Kühne schlug als »letztes und höchstes Ziel (...) die Schaffung einer einheitlichen Verwaltung« der drei Friedhöfe Bremerhaven, Geestemünde und Lehe vor, die der

großen kulturellen Bedeutung des Friedhofswesens angemessen wäre, der jedoch noch »ungelöste kommunalpolitische Schwierigkeiten« entgegenstehen würden. Kühne spielte damit an auf die Verhandlungen zwischen Wesermünde und Bremerhaven über einen Zusammenschluss der beiden Unterweserstädte, die erst im November 1939 erfolgreich zum Abschluss gebracht wurden.

Wendebourg machte sich diese Vorschläge zu eigen und gab die Vorbehalte gegen eine Kooperation mit der Stadt auf. Er hielt es nun für wünschenswert, die geplante Umstrukturierung des Friedhofs an der Feldstraße »Hand in Hand« mit der städtischen Friedhofsverwaltung anzugehen und außerdem auch zu einer einheitlichen Gebührenordnung auf den Wesermünder Friedhöfen zu gelangen. Die Bildung eines Interessenverbandes aller Friedhofsverwaltungen in Wesermünde »ließe sich erwägen«.⁸ So ist das Kapellengebäude auf dem Geestemünder Friedhof rückblickend einerseits ein weithin sichtbares Monument des Selbstbehauptungswillens der Kirchengemeinde in den 1920er Jahren, andererseits aber eben auch das Zeichen für den Wendepunkt im Verhältnis zwischen Staat und Kirche im örtlichen Bestattungswesen geworden.



Friedhofskapelle Geestemünde, kreuzförmiger Leuchtenkörper

Anmerkungen

- 1 70 Jahre Geestemünder Friedhof, in: Wesermünder Neueste Nachrichten Nr. 118 vom 23. 5. 1929
- 2 Stadtarchiv Bremerhaven, Akten Landratsamt Geestemünde Nr. 718/5/4, Friedhofssachen: Friedhofserweiterung in Geestemünde
- 3 Ebenda; es gab in der Inflationszeit eine ganze Reihe von Anbietern, die sich auf die Produktion von Särgen aus Holzersatzstoffen (Hartstuck, Reposit, Veltolith) eingestellt hatten.
- 4 Stadtarchiv Bremerhaven, Akten Landratsamt Geestemünde Nr. 718/106/1, Friedhofssachen: Errichtung einer Friedhofskapelle
- 5 Norddeutsche Volksstimme Nr. 39 vom 15. 2. 1928
- 6 Bauordnungsamt Bremerhaven, Bauaktenarchiv; die Eingabezeichnungen sind vollständig vorhanden. Die Kapelle wurde zwischen Juli 1930 (Bauschein) und Oktober 1931 (Abnahme) errichtet.
- 7 Friedhofsaussprache im Geestemünder Bürgerverein, in: Nordwestdeutsche Zeitung vom 19. 3. 1932; vgl. dazu auch Nordwestdeutsche Zeitung Nr. 55 vom 19. 3. 1932
- 8 Stadtarchiv Bremerhaven, Akten Landratsamt Geestemünde Nr. 718/103/1, Friedhöfe: Allgem. Verfügungen 1928–1953

Rolf Kirsch

Neu unter Schutz gestellte Kulturdenkmale: Kaffee-HAG-Ensemble und Schule am Halmerweg

Kaffee-HAG-Ensemble

Der renommierte Bremer Architekt Hugo Wagner (1873–1944) errichtete 1906/07 am Holz- und Fabrikenhafen die Kaffee-HAG-Fabrik. Ludwig Roselius (1874–1943), der Entwickler und Fabrikant des ersten im industriellen Maßstab hergestellten entkoffeinierten Kaffees der Welt, hatte sie bei ihm in Auftrag gegeben. Der markante Eisenbetonbau ist ein wichtiges Bauzeugnis der Reformbestrebungen im Fabrik-

bau der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Er fand damals in ganz Deutschland Beachtung als Beispiel eines modernen, sich von den Fesseln historistischer Dekorationsarchitektur lösenden Industriebaus im Sinne des Deutschen Werkbundes.

Die Kaffee-HAG-Fabrik steht noch am Beginn des Suchens der deutschen Architekten nach neuen Formen im Industriebau. Ein radikaler Funktionalismus im Sinne der Neuen Sachlichkeit ist noch nicht realisiert. Einflüsse des Heimatstils und des englischen Landhausbaus führten bei aller Reduktion zu einer maleischen Bewegtheit der Silhouetten, zur Verwendung von Walmdächern mit Fledermausgauben und zu transformierten, abstrahierten Schmuckformen wie den geschrägten Doppelkonsolen der Pseudopilaster.

Die funktionelle Verteilung einzelner Fabrikationsprozesse auf eine Serie spezialisierter Bauten spiegelt die Modernität der weitgehend automatisierten Produktion, aber auch das Streben nach erhöhter Brandsicherheit. Die Fabrikarchitektur von Kaffee HAG diente außerdem bereits im Sinne einer heutigen »corporate identity« als Symbol und Markensignet für das Produkt »Kaffee HAG«. Dieses war als »gesunder«, nervenschonender Kaffee ein typisches Kind der Lebensreformbewegung. Die Markenbezeichnung wurde geradezu zum Synonym für entkoffeinierten Kaffee.

Die seit Längerem nicht mehr in Betrieb befindliche Fabrik erlebte, abgesehen vom Verlust ihres Maschinenparks, im Laufe der Zeit einige Veränderungen und Teilabbrüche. Diese griffen in den architektonischen Entwurf Wagners ein und betrafen auch die frühen Erweiterungen der 1910er und 20er Jahre, die unter Fortführung des Wagnerschen Fassadensystems



Kaffee-HAG-Zeile entlang der Hagstraße, Foto 2003



Die Kaffee-HAG-Fabrik als Werbeträger, Plakat von Runge & Scotland, Bremen (1909)

unter den Bremer Industriearchitekten Hildebrand & Günthel durchgeführt worden waren. Wichtige Elemente der Architektursprache Wagners sind aber dennoch erhalten geblieben.

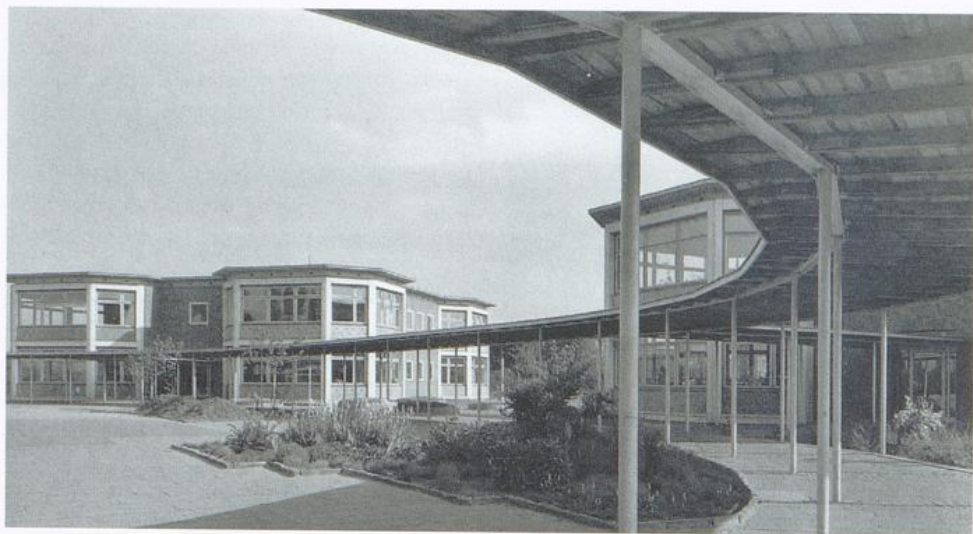
Die beiden benachbarten fünfgeschossigen Speicherbauten der ehemaligen »Kaba«-Produktion repräsentieren hinsichtlich ihrer Fassadengestaltung noch eine herkömmliche, historisierende Backstein-Fabrikarchitektur der Jahr-

hundertwende. Sie waren ursprünglich 1906 beziehungsweise 1912 für die Ölmühle Groß-Gerau-Bremen von Hildebrand & Günthel errichtet worden und entstanden beinahe zeitgleich mit der Wagnerschen Fabrik. Sie sind gerade durch den Kontrast zu den moderneren Wagner-Bauten reizvolle und instruktive Bestandteile eines übergreifenden Industriearchitektur-Ensembles. Die 1929 von der Firma Kaffee HAG begonnene Kaba-Produktion war in den späten 1930er Jahren auf das Gelände der ehemaligen Ölmühle Groß-Gerau-Bremen verlagert worden. Der preiswerte kakaohaltige Getränkegrundstoff »Kaba der Plantagentrank« erschloss in ganz ähnlicher Weise wie »Kaffee HAG« durch innovativen Charakter ein neues Marktsegment. Die beiden Speicher wurden bei der jetzt vorgenommenen Unterschutzstellung samt dem 1899 erbauten früheren Maschinenhaus der Ölmühle Groß-Gerau-Bremen dem HAG-Ensemble zugeschlagen.

Bei der Neubewertung des Kaffee-HAG-Areals haben wirtschaftsgeschichtliche Aspekte gegenüber den architekturgeschichtlichen



HAG-Werke I und II (= Kaba), Hafenfronten, 2008



Schule am Halmerweg, bauzeitliche Aufnahme

Werten eine verstärkte Berücksichtigung erfahren. Die jetzigen Eigentümer haben damit begonnen, die Altbauten in Abstimmung mit der Denkmalpflege als »Business Park« herzurichten. In Zukunft werden die ehemaligen Fabrikbauten dann vorwiegend als Büroflächen dienen.

Schule am Halmerweg

Die Schule am Halmerweg entstand nach Plänen des bekannten Bremer Architekten Gerhard Müller-Menckens (1917–2007) als eine neue Grundschule für den Bremer Westen in mehreren Bauabschnitten von 1956–65, dabei einem einheitlichen Gesamtkonzept folgend. Sie gehört zu den auffälligsten und besten Schulentwürfen der Nachkriegszeit in Bremen überhaupt. Sie ist ein prominentes Beispiel der Bremer Nachkriegs-Schulneubauten in der Ägide des Schulbaurates Wilhelm Berger, der mit seinen Konzepten die Nachkriegs-Schulbauentwicklung in Deutschland mitgeprägt hat und in seiner Schulbaufibel »Schulbau von heute für morgen« seine Vorstellungen wiederholt mit Plänen, Ansichten und Fotos der Schule Halmerweg bebilderte.

Die Schule am Halmerweg war eine der ersten Pavillonschulen in Bremen und zugleich der einprägsamste, originellste und am häufigsten in Publikationen abgebildete Vertreter dieser Gattung hierzulande. Anders als viele andere bremische Pavillonschulen war sie außerdem nicht Bestandteil einer Serie von gleichartigen Schulen, sondern ein Unikat. Die oktogonalen Grundrisse der Klassenräume sind in Bremen einzigartig. Sie ermöglichten nicht nur eine optimierte Belichtung über fünf der acht Seiten des Raumes, sondern kamen neuen, sich vom Frontalunterricht abkehrenden Unterrichtsformen noch mehr entgegen als andere Formen von Bremer Nachkriegs-Klassenräumen. Die Schule wurde seinerzeit als neuartig empfunden und von Lehrern und Schülern begeistert aufgenommen. Sie zeichnet sich durch hohe gestalterische Qualität aus. Diese Bewertung rechtfertigen nicht nur die einzelnen Bauten des Ensembles. Auch die Anordnung der Baugruppe im Gelände und die Gestaltung der Innenräume zeugen von der herausragenden Klasse des Entwurfs. Eindrucksvoll sind insbesondere die zentralen Treppenhaushallen der Pavillons sowie die sorgfältige und aufwendige künstlerische Durchformung der Details.

n
er
n
er
re
n
n
n
n
n
o-
n
n
r-
n
e
n
f-
e-
t-
s
o-
t-
e
e
s
i-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen
4650 00 088 193 7



ISBN 978-3-86108-109-8



9 783861 081098

datacolor



Denkmalpflege in Bremen

6

2009



Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen



A
REG
858.1
515
-6

EDITION TEMMEN